Volk und Rasse
17. Jahrg. 1942 · Heft 2 Februar
J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

Hans Nachtsheim:

Agnes Bluhm zum 80. Geburtstag

Agnes Bluhm, die deutsche Rassenhygienikerin und Vererbungsforscherin, vollendete in diesen Tagen ihr 8. Lebensjahrzehnt. Am 9. Januar 1862 wurde sie in Konstantinopel als Tochter des in türkischen Diensten stehenden preußischen Generals Bluhm-Pascha geboren, der ebenso wie die Mutter aus Pommern stammte. Sie wuchs in Berlin auf und bestand 1880 ihr Examen als Lehrerin an höheren Mädchenschulen. Die Tätigkeit als Lehrerin befriedigte sie aber nicht, sie bereitete sich auf die Reifeprüfung vor, die sie — zu jener Zeit für eine Frau noch etwas Außergewöhnliches — 1884 in Zürich bestand. Da Frauen damals das Studium an deutschen Universitäten noch versagt war, blieb sie in Zürich, um Medizin zu studieren. Hier kam Agnes Bluhm in einen anregenden Freundeskreis, dem u. a. Karl und Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind, Pauline Rüdin und vor allem Alfred Ploetz, der vor zwei Jahren verstorbene Begründer der Rassenhygiene, angehörten. Mit Ploetz verband sie zeitlebens eine enge Freundschaft, durch ihn wurde sie für seine rassenhygienischen Bestrebungen gewonnen.

Nach Beendigung ihres Studiums war Agnes Bluhm vorübergehend in Wien und München als Ärztin tätig und ließ sich dann 1890 in Berlin als dritte deutsche Ärztin nieder, zunächst als Allgemeinärztin, später als Frauenärztin. Neben ihre praktische Arbeit trat bald eine rege literarische Tätigkeit im Dienste der deutschen Frau und Mutter. Mannigfache Fragen aus dem Gebiete der Sozialhygiene behandelte sie, Mutterschaftsfürsorge, Stillfragen, Fürsorge für die Arbeiterinnen und deren Kinder, Mutterschaftsversicherung, Familienfürsorge. Als im Jahre 1905 Alfred Ploetz die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene ins Leben rief, gehörte Agnes Bluhm mit zu ihren Gründern, ebenso trat sie dem Herausgeberkollegium des von Ploetz begründeten Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie bei, dessen rege Mitarbeiterin sie wurde.

Daß die seit dem Jahre 1900, dem Jahre der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze durch Correns, Tschermak und de Vries, rasch aufblühende Vererbungsforschung die Rassenhygienikerin in ihren Bann zog, ist selbstverständlich, und als sie um diese Zeit infolge eines fortschreitenden Ohrenleidens ihre ärztliche Praxis aufgeben mußte, wandte sie sich mehr und mehr Vererbungsproblemen zu, und sie griff für ein eingehendes Studium eine Frage heraus, die sie bereits früher vom sozialhygienischen Standpunkte aus beschäftigt hatte, die Frage: Sind die durch elterlichen Alkoholismus bedingten Schädigungen der Nachkommenschaft erblich im strengen, mendelistischen Sinne des Wortes, oder handelt es sich dabei nur um Nachwirkungen, die im Laufe einiger Generationen spontan verschwinden?

Dank einem Stipendium der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und dank der Unterstützung durch Geheimrat Correns, der ihr im Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie einen Arbeitsplatz überließ, konnte Agnes Bluhm ihre Alkoholversuche, die sie dann auch noch auf andere Keimgifte ausdehnte, auf breitester Grundlage durchführen. Mit bewundernswerter Ausdauer und größter Gewissenhaftigkeit züchtete sie im Rahmen dieser Versuche seit dem ersten Weltkriege weit über 100000 Mäuse. Die Ergebnisse dieser wertvollen Untersuchungen sind in einer großen Zahl von Veröffentlichungen niedergelegt. Wenn auch ihre Stellungnahme bisweilen Anlaß zu Kontroversen gegeben hat, so verstand sie es doch stets, ihre Ansicht zwar mit Temperament, aber doch sachlich und geschickt zu verteidigen, und wenn auch das letzte Wort zu dem schwierigen Problem noch nicht gesprochen sein dürfte, so bilden die Bluhmschen Arbeiten doch die Grundlage für die weitere Forschung.

Neben diesen Versuchen gingen andere Arbeiten einher, es seien von ihren Veröffentlichungen aus letzter Zeit nur noch ihr Buch „Die rassenhygienischen Aufgaben des weiblichen Arztes", das „Geschenk eines opferreichen und opferfrohen Lebens an die deutsche Frau", wie es der Herausgeber nennt, und die in dieser Zeitschrift erschienenen „Erbbilder deutscher Dichterfamilien" erwähnt.

Auch an äußeren Ehrungen hat es Agnes Bluhm nicht gefehlt. Für ihre Versuche zu dem Problem Alkohol und Nachkommenschaft erhielt sie 1931 die silberne Leibniz-Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften, anläßlich ihres 79. Geburtstages verlieh ihr der Führer die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Zum Eintritt in das 9. Lebensjahrzehnt begleiten Agnes Bluhm unsere herzlichsten Wünsche. Der Nationalsozialismus, der Volk und Rasse in den Mittelpunkt der Politik stellte, hat die Erfüllung mancher rassenhygienischen Forderung gebracht, für die Agnes Bluhm seit Jahrzehnten gekämpft hat. Dies erlebt zu haben, darf sie mit Befriedigung erfüllen. Möge es ihr vergönnt sein, auch noch den neuen Aufstieg unseres Volkes zu erleben, den wir nach glücklicher Beendigung dieses zweiten Weltkrieges erhoffen dürfen.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Dahlem, Ihnestr. 22.

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Elisabeth Pfeil:

Das Bildnis als Quelle der Rassengeschichte (II)

Wir haben eine Unmenge von Lutherbildnissen; alle[18]) von Lucas Cranach oder doch aus seiner Werkstatt hervorgegangen; sie begleiten das ganze Leben des Reformators seit seinem ersten öffentlichen Hervortreten. Gemalt von einem Manne, der selbst in seiner Jugend auf künstlerischem Gebiete Revolutionär gewesen und gleichzeitig wie Grünwald und Altdorfer, aber unabhängig von ihnen, den „Durchbruch der Malerei zu einer kühnen Romantik" (Dehio) vollzogen hatte. Die neue Lehre hatte ihn sofort mächtig ergriffen, er war ein offener Anhänger Luthers geworden. Ein Maler, der sich mit seinem Objekt in einer Gesinnung verbunden weiß, der mit ihm am gleichen Orte lebt und Gelegenheit zu immer neuen Bildern hat, befindet sich in einer selten glücklichen Lage. Muß der Künstler sonst versuchen, auf die eine Stunde, die er zur Verfügung hat und in die eine Ansicht, die er wählt, ein ganzes Leben zusammendrängen, so hatte Cranach die Möglichkeit, bald diese bald jene Seite des Mannes herauszuheben, alle Lebensstufen festzuhalten und in allen Verwandlungen das bleibende, erbgegebene Gepräge zu zeigen.

Was Cranach aus diesen Möglichkeiten gemacht hat? Gehen wir seine Lutherbilder in zeitlicher Reihenfolge durch, so sehen wir ein Antlitz, das sich wandelt von einem sehnsüchtigen, horchenden, fragenden zu einem gefestigten, ruhigen (Abb. 3—7).

An Stelle von Trotz und festem Willen treten nun Züge von Humor, von Trauer auf. Die breiten Formen, der mächtige Schädel mit den starken Vorwölbungen bleiben; in den Altersbildern treten, der physiologischen Entwicklung gerecht werdend, die Augendeckel stärker hervor, das Auge größer und schwerer machend; die kantigen Formen werden durch Fettansatz unbestimmter. Im Zuge dieser Entwicklung liegt etwas, das physiologisch wie psychologisch überzeugt und Cranach als keinen schlechten Beobachter zeigt, und doch: wird Cranach Luther voll gerecht? Es ist oft bemerkt worden, daß nur die allerersten Bilder uns einen Mann von ungewöhnlichen Maßen vorführen, später werden die Züge trockener und schematischer, haben etwas Ungeistiges und Pastorales, das zu dem Bilde Luthers, wie wir es aus seinen Taten und Schriften gewinnen, nicht stimmen will, das aber leider die Luthervorstellung stark beeinflußt hat. Nun wissen wir von Cranach, daß er im Laufe seines Lebens an Schwung verlor — das hat Dehio[19]) wohl sehr richtig gesehen — er wurde ein Spießbürger, fleißig und ehrenhaft, aber ohne schöpferische Unruhe: er beruhigte sich bei dem früh Erreichten. Und es liegt nahe, daß dieser Verlust an Lebendigkeit sich auch auf sein Bild vom Menschen erstreckte. Es ist außerdem bekannt, daß er die späteren Lutherbildnisse nicht mehr nach der Natur „abkonterfeite", sondern daß sie unter Benutzung gelegentlicher Skizzen oft erst Jahre später (auf Bestellung) im Atelier gemalt wurden, wohl selten vom Meister selbst — es mangelt ihnen die Frische des unmittelbaren Eindrucks und der genauen Beobachtung.

Wenn aber Cranach nicht mehr fragte und strebte und also das Problem seiner Zeit: von der „Selbständigkeit (Freiheit) eines Christenmenschen" nicht zu Ende durcherfahren hatte, so liegt der Schluß nahe, daß seine Lutherbilder zu wenig geben: nur die allerersten sind der Aufgabe gewachsen gewesen. Und so stehen wir unbefriedigt bei aller Fülle des Bildnismaterials (von mehr als 1000 Lutherbildnissen spricht ein Zeitgenosse, übertreibend, aber die Massenanfertigung richtig treffend).

Weder Dürer noch Holbein haben Luther gemalt, die beiden großen Menschendarsteller. Dürer hat es sich leidenschaftlich gewünscht, ihn malen zu dürfen[20]); ihm war Luther der verwandte Geist, der im Gebiete des Religiösen dem Menschlichen so nachfragte und -suchte, wie Dürer im Gebiete der Kunst. Ein Lutherbild von Dürer wäre, so dürfen wir von Dürers Portraitkunst her schließen, eine leidenschaftliche Deutung seines Wesens geworden (dabei weniger „ähnlich"?), von Holbein andererseits hätten wir uns die genaueste Beobachtung und Objektivität der Darstellung erwarten dürfen. Freilich nicht im Sinne einfacher Wiedergabe der Erscheinung, sondern unter psychologischer Verschärfung. Würden wir uns Erscheinung und Wesen Luthers dann anders vorstellen?

Die Erscheinung: Eine Rassendiagnose der Cranachschen Bilder würde Luther im ganzen wohl als Fälisch-Nordisch mit Ostischem Einschlag bestimmen, auf dem Jugendbild von 1520 würde das Ostische vorwiegen (Kleinheit und Stellung der Augen, Hervortreten der Backenknochen würden auf Ostbaltisches deuten), wie es aus seiner mitteldeutschen Herkunft auch erklärlich wäre (Abb. 3). Müssen wir einem Maler vom Range Cranachs nicht wenigstens so viel an objektiver Beobachtung zutrauen, daß er den rassischen Charakter richtig traf? Aber wird dieser Rassencharakter nicht von Jahr zu Jahr anders? Die Profilzeichnung von 1521 ist viel stärker Fälisch (Abb. 4), das Bild des Junkers Jörg ein Jahr später Nordisch-Fälisch (Abb. 5)! Wie ist das möglich? Halten wir uns noch einmal die Zeitlage vor Augen: daß es seit „der Entdeckung des Individuums" galt, den Menschen in seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit zu zeigen und sich von der typisierenden Kunst des Mittelalters abzusetzen, so konnte es wohl geschehen, daß man dazu kam, das Individuelle überzubetonen. Wir bemerken in der jungen Portraitkunst eine gewisse Lust an bizarren Formen, am Gesucht-Häßlichen, Unruhigen, Knolligen. Hamann spricht mit Recht von einer Protesthaltung. Wer aber protestiert, muß mit psychologischer Gesetzlichkeit notwendig übertreiben. Auf einmal sehen für eine Zeitlang die Fürsten aus wie Bürger, sie wollen auch so erscheinen, zumindesten lassen sie es sich gefallen, so dargestellt zu werden, nachdem sie jahrhundertelang ohne Absicht der Ähnlichkeit fürstlich dargestellt wurden, voll Huld und Gnade (Hamann), Nordisch in Erscheinung und Haltung. Als Bürger dargestellt zu werden, aber heißt zu dieser Zeit: ohne andere Absicht als die der Individualisierung zu erscheinen, eben dadurch aber die Eigenart übersteigernd, denn es liegt im lineargraphischen Stil als solchem eine Neigung zur Überspitzung der Charakteristik bis zur Karikatur[21]). Das ist für die rassengeschichtliche Auswertung der Bildnisse jener Zeit von größtem Gewicht. Sind die Menschen auf einmal anders geworden, so viel weniger Nordisch als früher? Ja und nein. Es sind jetzt die Städte, welche die Kultur tragen, und man hat vermutet, daß in ihnen eine zur ritterlichen Zeit unfreie stärker Ostische Unterschicht nach oben drängte und der Kultur ihr rassisches Gepräge gab. Wir können die Frage im Rahmen dieses Aufsatzes nicht erörtern. Nur so viel: Das Ideal des innerlich freien, nur sich selbst verantwortlichen Menschen, das Luther als Antwort auf die Frage der Zeit aufstellte, ist nicht aus Ostischer Rassenseele gestiegen. Es ist so Nordisch wie der Kaufmannsgeist der

[18]) Außer einer Handzeichnung aus dem Kolleg von seinem Schüler Wilhelm Reiffenstein.

[19]) Geschichte der dt. Kunst Bd. II.

[20]) Brief an Georg Spalatin (1520): „und hilf mir Gott, daß ich zu Martin Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß abkonterfeien und in Kupfer stechen zu langem Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Ängsten geholfen hat." Zitiert nach Waetzold a. a. O.

[21]) Vgl. H. Deckert a. a. O.

Abb. 2. Der junge Dürer
Selbstbildnis v. 1492

Abb. 3. Der junge Luther 1520
Kupferstich v. Lukas Cranach

Abb. 4. Der junge Luther 1521
Kupferstich v. Lukas Cranach

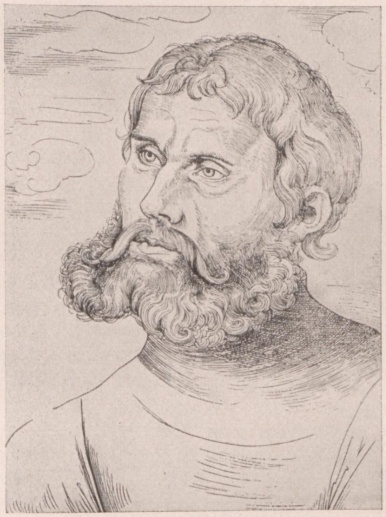


Abb. 5. Luther als Junker Jörg, 1521
Zeichnung v. Lukas Cranach

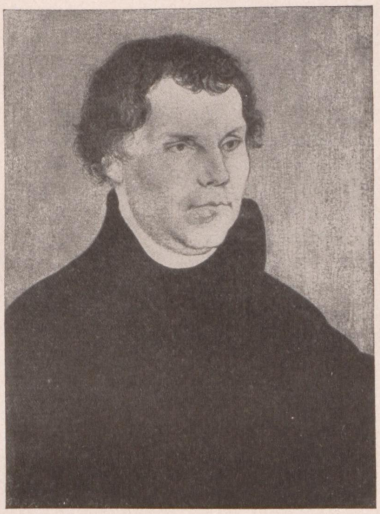


Abb. 6. Luther 1526
Ölgemälde v. Lukas Cranach

Abb. 7. Luther 1535
Ölgemälde v. Lukas Cranach

Handelskompanien, die Stadtplanungen und Rechtssetzung im deutschen Osten: die führenden Menschen der Zeit waren Nordischen Geistes, und wenn sie nun im Bildnis weniger Nordisch erscheinen als früher, so müssen wir bedenken, daß eine typisierende Kunst eher einen Idealtypus entwickeln wird, eine portraitierende dagegen die Fülle der menschlichen Erscheinungen bringt, d. h. eine vorhandene Rassenmischung wird erst bei ihr in Erscheinung treten [22]). Und ein Rassentum wird nun nicht mehr auf seinen Idealtypus hin dargestellt werden, sondern in der Fülle seiner Variationen (wodurch Rassenmischung vorgetäuscht werden kann). Es ist also vieles zu erwägen, wenn man aus der Kunst der deutschen Reformationszeit Rückschlüsse auf eine Rassenwandlung ziehen will. Es kann auch so liegen, daß eine etwaige rassische Durchmischung, die inzwischen stattgefunden hatte, in der neuen Kunst einen übertrieben starken Ausdruck fand, aus Gründen, die wir nun beim Vergleichen einzelner Bilder aufzeigen wollen.

Auf Cranachs Bildnissen des jungen Luther sind alle Formen stark vorgetrieben; auf dem Stich von 1520 treten Stirnbuckel und Wangenknochen hervor, der von 1521 betont neben der Stirn das mächtige tiefeingekerbte Kinn; das Untergesicht beherrscht hier den Eindruck. Die riesige Kiefer- und Backenpartie steht in keinem Verhältnis zum übrigen Schädel. Von all diesen auffallenden Formbildungen zeigt das Bild des Junker Jörg — ebenfalls von 1521 — nichts. Wenn auch der Bart, den Luther sich damals stehen ließ, Kinn- und Backenpartie nicht voll erkennen läßt, so ist doch soviel deutlich, daß von ihrem Vorherrschen keine Rede sein kann; die Stirnbuckel sind gemildert, die Nase ist feiner geformt, beherrschend sind nun die schönen, großen, lebendigen Augen. Auch das wenige Jahre später entstandene Ölbild (nun wieder ohne Bart) zeigt die ruhigeren Formen (Abb. 6). Neben dem Auge ist es nun der feingeschwungene Mund voller Empfindung, der spricht, das Kinn, das Festigkeit bezeugt. Dies legt den Schluß nahe, daß die Monumentalität des Stiches von 1521 durch eine

[22]) Andrerseits stellt sich auch die Frage, ob der Übergang von einer typisierenden Kunst zur individualisierenden mit geistesgeschichtlicher Notwendigkeit erfolgt oder ob ihm Rassenmischungsvorgänge zugrunde liegen, also vorausgegangen sind?

Formübertreibung erreicht wurde. In keinem Bilde sonst kommt so die Stoßkraft des Lutherschen Wesens, das Unbeirrbare und Unentrinnbare zum Ausdruck wie in diesem Stiche, die Ähnlichkeit der Formen aber dürfte geringer sein als auf den späteren Bildern. Das gleiche gilt von dem Stich von 1520. Halten wir das Erlanger Selbstbildnis des jungen Dürer daneben (Abb. 2), so finden wir da — höchst bezeichnend — gewisse Ähnlichkeiten: in der Art vornehmlich des Abweichens von den späteren Bildern. Die Hagerkeit des jugendlichen Antlitzes wird auch bei Dürer stark betont; er unterstreicht sie durch die Säcke unter den Augen, auch hier geht der Blick ins Weite, was nicht wie bei Cranach durch ein leichtes Zukneifen der Augen, sondern durch ihr Hervorquellen ausgedrückt wird. Die Unruhe entsteht in der Dürerschen Zeichnung nicht wie in der Cranachschen durch den die Formen übertreibenden scharfen Kontur, sondern im Gegenteil durch eine Auflösung, die sie unklarer macht und doch auch vortreibt. Auch bei Dürer erfolgt der entscheidende Umschlag zu ruhig-bestimmten Formen innerhalb eines Jahres — Niederschlag eines geistigen Reifevorgangs. Das Selbstbildnis von 1493 (Paris, Louvre) gibt einen in Wesen und Haltung beruhigten Menschen mit klaren Zügen. Während eine Rassendiagnose des Jugendbildnisses schwer sein dürfte, haben wir hier, wo das Auge tiefer liegt und kleiner geworden ist, die Stirne freier, die Wangen ebener, einen Kopf mit im wesentlichen Nordischer Formbildung — die hellbraunen Haare und Augen mag man nun innerhalb der Spielbreite Nordischen Rassentums sehen oder als Westischen oder Dinarischen Einschlag deuten. Es ist die gleiche Entwicklungsrichtung wie bei Cranach! Welche Darstellungen haben recht? Wir können nur die Antwort darauf versuchen: Wann es wahrscheinlicher war, daß Dürer und Cranach die Gesichtsbildung am objektivsten wiedergaben? Wir kommen der Antwort näher, wenn wir den Ausdruckswert der Formen berücksichtigen. Die Porträts der jugendlichen Menschen Dürer und Luther zeigen nicht nur den gleichen Formenabstand zu den späteren, sie weisen auch Ähnlichkeiten im Physiognomischen auf. Es ist das gleiche starke Drängen, das sich in beider Zügen ausdrückt, ein Hinaushorchen auf Stimmen, die rufen, ein „dem Leben Entgegendursten" (Hamann). Dehio führt einen Lieblingsausdruck des jungen Goethe an, um die Technik der Dürerschen Zeichnung zu kennzeichnen: „in Eile hingewühlt". Um das zum Ausdruck zu bringen, was diese jungen Menschen bedrängte, mußte die Form gesprengt werden. Goethe zerriß die Formen der strengen Versgliederung; Dürer und Cranach die rassischen Formen, die nun schwellen und in Linienbewegung geraten, um recht ausdrucksstark zu werden und die Individualität der selbständig fragenden Menschen recht eindringlich zu machen. Wie aber Goethe später sein Gefühl in neue Zucht nahm, so auch Dürer: es bedurfte nun keiner übertriebenen Formen mehr, um sein Wesen auszusagen. Die Formen wurden ausgeglichener und harmonischer.

Das Madrider Selbstbildnis von 1498 stellt den nächsten Schritt in dieser Richtung dar: die Linien werden noch ruhiger, das Gesicht noch schmaler, der ganze Mensch noch mehr „zusammengenommen", wie Waetzold im Hinblick auf die standesbewußte Würde des Bildes sagt, man könnte das Wort auch auf die Gesichtsformen anwenden. Es ist andererseits nicht von der Hand zu weisen, daß Dürer nun in entgegengesetzter Richtung wie auf dem Jugendbild stilisierte! Von dem Münchener Portrait (1506, nach Waetzold 1500) wissen wir es: eine neue Vorstellung von Menschenwürde und ein neues Schönheitsideal bestimmte hier das Ebenmaß der Züge — die dazwischen liegenden Bilder von Paris und Madrid mögen der Wirklichkeit am nächsten kommen —, genau feststellen können wir es nicht.

Wie sah Dürer wirklich aus? Welche Rasse trat in seinem Äußeren in Erscheinung? (Welche in seiner Kunst? Das wäre die anschließende Frage.) Ziehen wir die Bilder heran, auf denen zeitgenössische Künstler ihn darstellten, so werden wir eher ratloser. Ihnen mochte zwar die Stilisierungsabsicht, die in Dürers reifem Selbstbildnis sichtbar wird, ferneliegen, aber sind sie darum wirklichkeitsgetreuer? Der Holzschnitt von Erhard Schön 1498 gibt kennzeichnend eigentlich nur die Nase wieder, alles andere ist Schema, die Medaille von Matthias Gehl aus demselben Jahre weist so unbestimmte Züge vor, daß sie gar nicht zu gebrauchen ist. Künstlerisch hochstehend ist einzig die Medaille von Hans Schwarz aus sehr viel späterer Lebenszeit Dürers (1520), die einen ausgesprochen Dinarischen Menschen zeigt, mit hochansetzender Hakennase, langem Kinn und kurzem steilen Hinterhaupt. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Darstellung ebenso wirklichkeitsfern ist wie sie eindrucksstark ist: es ist ein Idealhaupt. Auf allen Selbstbildnissen Dürers wie auch auf dem Holzschnitt von Erhard Schön setzt die Nase tiefer an und ihr Buckel liegt (wenn man die perspektivischen Verschiebungen in Abzug bringt) in der Höhe des unteren Augenlids, nicht in der des oberen wie bei Schwarz; ihre konkave Krümmung wird durch die Biegung der Nasenspitze aufgefangen, wie es für die Nordische Form der Adlernase kennzeichnend ist.

Wir haben alle diese Abbildungen aufgeführt, um die ganze Unzuverlässigkeit der bildlichen Geschichtsüberlieferung aufzutun. Wäre uns nur eines dieser Bilder überliefert, etwa die herrliche Medaille von Hans Schwarz,

Abb. 8. Melanchthon 1521
Kupferstich v. Albrecht Dürer

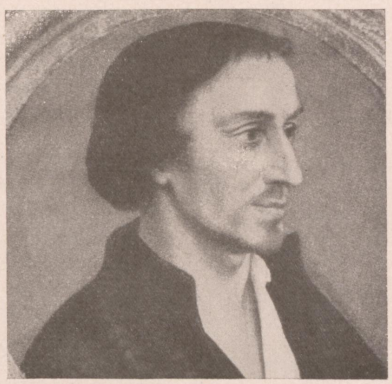


Abb. 9. Melanchthon 1530
Medaillon von Hans Holbein d. J.

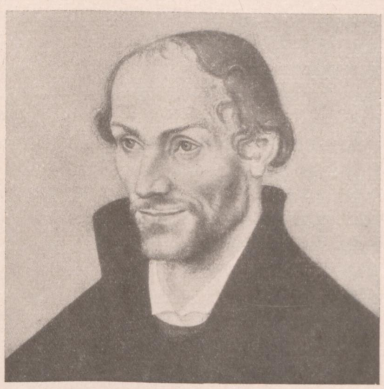


Abb. 10. Melanchthon
Kupferstich v. Lukas Cranach

so würden wir Dürer für einen reinen Dinarier halten, oder nur das Pariser Selbstbildnis, so würden wir ihn als Nordisch ansehen. Hans F. K. Günther bezeichnet ihn gewiß zu Recht als Nordisch-Dinarisch; das eine Bild holt diese, das andere jene Seite heraus, und so mag es Menschen von nicht ganz entschieden reinrassiger Prägung immer gehen, wenn sie abkonterfeit werden. Daß aber selbst Menschen von ausgeprägt reinem Rassentum Gefahr laufen[22a], um eines Ausdrucks oder eines Ideals willen anders dargestellt zu werden, davon mag man sich überzeugen, wenn man die Nummer der Zeitschrift „Die Pause" (6. Jahrg. Heft 7, 1941) zur Hand nimmt. Hier wurde eine Bildreihe gebracht, die den Dargestellten zusammen mit seinem Portrait photographisch aufgenommen vorführte[23]. Es zeigte sich in den Bildnissen durchweg die Neigung, die Köpfe schmäler zu geben, als sie auf dem Lichtbilde erschienen. Eine auf der Photographie ausgesprochen Ostische junge Frau erscheint etwa im Bilde durchaus Westisch.

Eine andere Frage wäre, ob nicht die Wandlung, die wir auf den Dürer- und Lutherbildern beobachten, einer tatsächlichen Formenwandlung der dargestellten Menschen entspräche. (Daß ein jugendlich hageres Gesicht die Schädelformen deutlicher hervortreten läßt als ein dickeres, ist selbstverständlich.) Man hat daran gedacht, daß es so etwas wie einen Dominanzwechsel im Laufe des Lebens geben könnte: im Zuge der Entwicklung eines Menschen würde erst eine und dann eine andere Rasse hervortreten. *Für* diese Deutung spricht, daß Dürers Vater ebenfalls stark vortretende Backenknochen zeigt. *Gegen* diese Deutung spricht die kurze Folge, in der die Bilder gemacht wurden. Natürlich lag eine innere Entwicklung der *Menschen* Luther und Dürer dazwischen, aber auch eine Entwicklung der *Künstler* Cranach und Dürer. So müssen wir denn die Formbewegung des einen so gut wie die Linienbewegung des anderen als ausdrucksgebunden ansehen, sie werden damit zur Formübertreibung und Formauflösung. Wenn dem aber so ist, daß den rassischen Merkmalen im Bilde solch ein starker Ausdruckswert zukommt, dann ist höchste Vorsicht geboten mit der rassendiagnostischen Auswertung von Bildern.

Otto von Kursell dürfte, wenn er seinem Lutherkopf ruhigere zusammengefaßtere Umrißlinien gibt als die Jugendbildnisse Cranachs zeigen und der Gesamteindruck derjenige der Fälischen Rasse ist, im Rechte sein. Kursells Lutherkopf nimmt in der Formgebung eine Mittelstellung ein zwischen früheren und späteren Cranachbildern. Er nimmt wohl die Linie der früheren auf, übersetzt sie aber ins Reife; gegenüber der späteren ist der Kopf bei ihm gedrängter, breiter, geballter. An Ausdrucksstärke und psychologischer Tiefe steht er über jedem einzelnen Cranachbild, hat von jenem diesen, von jenem einen anderen Zug übernommen und wunderbar in Eins geschaut. So entstand das Bild des großen Mannes, das uns so zu bewegen vermag. Ob sein wirkliches Aussehen damit getroffen wurde, muß dahingestellt bleiben.

Wir kehren zu der Frage zurück: würden wir ein etwas abgewandeltes Bild von Luthers Wesen und Erscheinung haben, wenn Dürer oder Holbein ihn gemalt hätten? Es muß auf Grund der aufgewiesenen Subjektivität der Cranach- und der Dürerbildnisse für wahrscheinlich gelten und soll nun noch an zwei weiteren Beispielen dargetan werden.

Als Dürer Melanchthon malte, hatte er ihn kennengelernt, wie er das Gymnasium zu Nürnberg einrichtete, nach neuen Ideen von Jugendbildung und Jugendführung. Wir sehen auf dem Stich von 1521 (Abb. 8) den Idealisten mit der schönen hohen Stirne, dem freundlich blickenden Auge, dem Munde, der Feinheit und Verlegenheit ausdrückt — so hatte Dürer ihn bei seiner dortigen Wirksamkeit beobachtet, so ihn „gesehen" als den praeceptor Germaniae. Rassisch gibt das Bild einen Nordischen Menschen, vielleicht mit Westischem Einschlag. Daß Dürer selbst Melanchthon in der Richtung auf den Nordischen Typus sah, geht daraus hervor, daß er auf seinem großen Bilde der 4 Apostel (dieser vier Kämpfergestalten der Reformation) den Melanchthonkopf als Grundlage für den Kopf des Johannes nahm, er wandelte ihn nur ein wenig ab, und er wurde zum Idealbilde des Nordischen Jünglings, nun auch hellblond. Auf dem Holbeinbilde (1530) dagegen erscheint Melanchthon als ausgesprochen Westisch in Schädelform, Gesichtsbildung und Farbe (Abb. 9). Hier nimmt die Nase fast ein Drittel der Gesichtshöhe ein, bei Dürer kaum ein Viertel. Kinn und Nase zusammen im Verhältnis zur Stirn verhalten sich bei Holbein wie 16:10, bei Cranach (dessen Melanchthonbild im Gesamteindruck die Mitte zwischen dem Dürerschen und dem Holbeinschen einnimmt, Abb. 10) wie 14:10 und bei Dürer wie 13:10. Auch Holbeins Melanchthon hat die feine Freundlichkeit, aber nicht das Hochfliegende und Bedeutende wie Dürers; Cranach nimmt auch bezüglich des Ausdrucks eine Mittelstellung ein. Nun ist Holbeins Melanchthonbild seines sehr kleines Formates (9 cm) wegen gewiß nicht so sprechend wie seine sonstigen Portraits. Andererseits kennen wir gerade Holbein als den schärfsten und kühlsten Beobachter menschlicher Formen[24], wir können daher selbst eine Portraitmedaille von ihm nicht übergehen. Der Widerspruch zu der Dürerschen Darstellung bleibt bestehen und damit die Tatsache, daß auch die großen und scharfblickenden Seher uns nicht die Formen geben, wie sie sind: jeder Künstler holt etwas völlig anderes aus dem Modell heraus sowohl hinsichtlich der Charakteristik wie im Sinne formaler Gesichtsbildung. Die Leidenschaft der Deutung kann einen Maler weit vom Vorgefundenen wegführen.

Es wäre aufschlußreich, die Zeichnung einzusehen, die dem Dürerstich zugrundelag, also die Skizze, die er nach dem Lebenden machte. Sie befindet sich, wie Waetzoldt angibt, in Florenz; eine Reproduktion zu bekommen, gelang mir nicht. Es kann nämlich sein, daß der Stilisierungsvorgang erst zwischen Skizze und ausgeführtem Bildnis liegt und uns die Skizze mehr über das „wirkliche" Aussehen des Dargestellten an die Hand geben würde als der Stich. Waetzold bemerkt nämlich, daß der Schädel erst in der Ausführung so schön gewölbt worden sei. Dürer habe „nichts hinzugefügt und nichts verschwiegen und dennoch im Stich eine Steigerung über die Zeichnung hinaus gebracht"; er findet dafür das glückliche Wort „gestählt". Wölfflin hat den gleichen Vorgang der Steigerung zwischen Silberstiftskizze und Kupferstich Dürers bei der Darstellung Kurfürst Friedrichs des Weisen nachgewiesen, hier wurde der Kopf bei peinlichster Beobachtung der Züge auf der Skizze durch eine leise Hebung der Augenbrauen ungleich ausdrucksvoller; Waetzold führt den gleichen Vorgang noch einmal vor am Stich, der den Willibald Pirkheimer im Jahre 1524 darstellte und zur weiten Verbreitung bestimmt war: gegenüber den für den Privatgebrauch angefertigten Zeichnungen von 1503 sei hier alles herausgeholt, was zum Wesen dieses bedeutenden Humanisten gehöre. Der Zweck der Repräsentation sei es gewesen, der diese Steigerung verlangt habe. Aber auch schon zwischen der Silberstiftskizze von 1503 und der ausgeführten Kohlezeichnung des gleichen Jahres finde ich einen bedeutenden Unterschied. In der nach dem Leben genommenen Skizze

[22a]) Zugunsten dieser Erklärung könnte man anführen, daß die Ostbaltischen Züge, die der junge Luther um 1520 aufweist, sich auch bei seinem Vater finden, der 1530 von Lukas Cranach gemalt wurde.

[23]) Die Zuverlässigkeit der Photographie und das Verhältnis von Portrait und Photographie ist eine Frage für sich.

[24]) *Lange* (in: Die Sprache des menschlichen Antlitzes) hat gezeigt, wie gewisse Veränderungen des Augenlids bei verschiedener Stellung des Augapfels nur bei ihm und bei Tizian richtig gezeichnet sind und die Genauigkeit ihres Sehens damit bewiesen.

das Müde, das sich im Hängen aller Formen ausdrückt; in der Zeichnung das Straffe, Gehaltene, das dem Manne etwas Hochfliegendes gibt. Man darf annehmen, daß Pirkheimer beide „Gesichter" hatte und daß Dürer an dem Freunde die Seite festhalten wollte, die er an ihm liebte und die ihm zur Stunde der „Sitzung", nicht geboten wurde.

Die Wesensdeutung und -sichtbarmachung muß sich nicht immer in den Bahnen einer Abwandlung im Rassischen bewegen, bei Pirkheimer z. B. ist das nicht der Fall (sein eigenartiger Kopf mit der eingedrückten Nase läßt sich überhaupt keinem Typus zuordnen) bei Friedrich dem Weisen besteht zwischen der besprochenen Skizze und dem Kupferstich in dieser Hinsicht auch kein Unterschied, aber wenn man das 20 Jahre ältere Ölbild Dürers dagegenhält, so will es Einem nicht einleuchten, daß dieser düstere Mann von Westischer Rasse der gleiche sein soll wie auf dem späteren Stich, und der nämliche wie auf Cranachs zahlreichen Darstellungen des Fürsten, wo er mit einem glatten hellen Gesicht erscheint. Ein so ausgesprochen typischer Vertreter der Dinarischen Rasse wie Kaiser Maximilian I. dagegen tritt bei allen Malern gleichmäßig mit den Zeichen seines Rassentums auf. Und in diesem letzten Beispiel haben wir nun den Fall, wo sich die verschiedenen Möglichkeiten der Beseelung innerhalb der gleichen Formen dartun: Man halte Dürers Kaiser Max gegen den von Bernhard Strigl und man wird in dem einen den ganzen widerspruchsvoll-glänzenden Menschen, den „Kaiser nach dem Herzen seines Volkes" finden und in dem anderen ein langweilig starres Gesicht, das trotz formaler Ähnlichkeit nichts besagt und also auch nicht charakteristisch für ein bestimmtes Rassenseelentum sein kann. Dort wo die Ausdruckssteigerung über eine Abwandlung des rassischen Charakters läuft, aber springen Fragen über Fragen auf, gerade in bezug auf den Zusammenhang von körperlichen und seelischen Rassemerkmalen beim Einzelnen. Es müßte untersucht werden, ob sich bestimmte Richtungen der Abwandlung feststellen lassen, also etwa ob die Maler, wenn sie einen bestimmten Charakterzug oder ein bestimmtes Temperament deutlich machen wollen, bestimmte körperliche Rassenmerkmale bevorzugen. (So wie die Bösewichter in der altdeutschen Dichtung gern rothaarig oder dunkelhaarig erscheinen.) Ich habe Dürers Menschendarstellungen darauf geprüft, ob sie für bestimmte Temperamente bestimmte Rassentypen bevorzugt. Das ist nicht der Fall, es läßt sich jedenfalls keine durchgängige Regel finden. Die 4 Temperamente, die sich auf dem berühmten Apostelbildern in 4 verschiedenen Kämpfern für die Reformation darstellen, bringen drei verschiedene Rassen: Johannes, der Melancholiker, und Petrus, der Phlegmatiker, sind Nordischer Rasse (übrigens auch Dürers „Melancolia", die Verkörperung der Melancholie), Markus, der Choleriker, ist mit Ostischen Formen gegeben, Paulus, der Sanguiniker, als Westisch-Nordisch. Bei hochstehenden Künstlern wird jedenfalls die Beziehung selten eine so einfache sein, wie die von schwarzer Hautfarbe und Bösewicht. Kurt Karl Eberlein hat jüngst in einem Artikel in der Deutschen Börsenzeitung darauf hingewiesen, wie der Haß die Darstellung von Persönlichkeiten der Geschichte auch in rassischer Hinsicht beeinflußt, daß z. B. Calvin in späteren Darstellungen gern dunkelhaarig und mit gelber Hautfarbe gegeben wird, während man aus zeitgenössischen Schilderungen schließen muß, daß er eine Nordische Erscheinung war. Eberlein hat in dieser Entstellung des Bildes durch Haß ebenfalls eine Warnung vor der unbedenklichen rassendiagnostischen Auswertung historischer Bilddarstellungen gefunden. Es braucht nicht immer eine Entstellung durch Haß zu sein. Wenn solche Unterschiede auftreten wie bei den Melanchthonbildern und dies bei zwei Malern des gleichen Formates, der gleichen Stilepoche und der gleichen Zeit, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß die Widersprüche in den Darstellungen eines und desselben Menschen noch größer sind, wo diese Voraussetzungen nicht gegeben sind. Wir haben z. B. von Kurfürst Friedrich den Weisen eine Darstellung durch einen italienischen Künstler, der bereits barock malte und ihn als glanzvollen Barockfürsten zeigt, völlig anders als auf den Bildern der deutschen Maler, die ihn als ernsten, bürgerlichen Menschen geben, dabei hat jener Italiener ihn in Wittenberg selbst gemalt. Kein Wunder, wenn eine Lutherdarstellung aus der Barockzeit ihn schmal, hochstirnig, erhobenen Hauptes, mit leichter schwungvoller Gebärde zeigt[24a]).

Wenn somit das Portrait eines Einzelnen oft nur geringen Aussagewert für die Rassenzugehörigkeit des Dargestellten hat, jedenfalls erst nach genauester Prüfung aller Vorbedingungen ausgewertet werden darf, so ist die gleiche Vorsicht geboten gegenüber den Darstellungen einer Zeit in ihrer Gesamtheit, sie besagen zunächst nur dies: wie man den Menschen sah und haben wollte. Das gilt nun nicht nur für Portraitdarstellungen als Wiedergabe bestimmter Menschen, sondern ebenso für typisierende Darstellungen ohne Portraitabsicht, also etwa von dem größten Teil der mittelalterlichen Kunst. Wir haben aus den Jahrhunderten des Mittelalters eine große Anzahl von Darstellungen, die auf den ersten Blick durchaus wie Portraits anmuten, um so mehr, als sie sich selbst mit Bestimmtheit als Wiedergabe bestimmter Menschen bezeichnen: sie geben durchaus individuelle Züge. Aber Individualisierung ist noch lange nicht Portraitierung, dafür genügt ein Modell[25]), und wir erkennen aus dem Bildnis nicht, wie der bestimmte Herrscher oder Kirchenfürst, dessen Namen das Grabmal oder die Münze oder was immer trägt, aussah, sondern vielleicht, wie ein Künstler von bestimmter Qualität sich einen beliebten oder siegreichen Herrscher vorstellte und was die Auftraggeber erwarteten oder doch angenommen hatten. In der Ausstellung „Große Deutsche", die zur Zeit der Olympiade in Berlin veranstaltet war, konnte man immer wieder Ausrufe hören wie „also so hat Barbarossa ausgesehen?" obwohl der Katalog gewarnt hatte, die mittelalterlichen Bilddarstellungen gäben mehr Sinnbilder als Bildnisse. Erst die Reformationszeit gibt (in Deutschland) vollständige Portraits[26]). Erst ihr liegt etwas daran, die volle Erscheinung eines bestimmten Menschen der Nachwelt zu überliefern — Dürer hat es als die eine der beiden großen Aufgaben der Zeit bezeichnet.

Zwischen Sinnbild und Portrait liegt eine ganze lange Stufenfolge, und selten wird das reine Portrait erstrebt, irgendwie mischt sich die Absicht des Sinnbildlichen hinein in die Absicht der Wiedergabe dieses einen wirklichen Menschen. Wirklichkeit will höhere Wahrheit werden. Aber die Bindung der Wahrheit an die wirkliche Erscheinung eines lebendigen Menschen macht die Portraitkunst aus.

Wir wollten die mannigfache Bedingtheit der bildlichen Wiedergabe eines Menschen und seiner rassischen Erscheinung im Bildnis klarlegen und suchen sie noch einmal zu fassen in den Versen eines der größten Künstler aller Zeiten. Michelangelo an Vittoria Colonna:

„. . . So könnt in Stein ich oder auch in Farben
Uns langes Dasein leih'n, daß unser Wesen
Und unser Antlitz treu bewahret bliebe;
Dann sieht man tausend Jahr, nachdem wir starben,
Wie schön du warst, wie traurig ich gewesen . . ."

Das „Wesen" drängt sich in zwei zentralen Eigenschaften zusammen (schön hier, traurig dort); und die Subjektivität dieser Schau kommt in einem anderen Sonett zum Aus-

[24a]) Medaillon in der Kirche zu Bieritzsch/Sachsen, nach Mitteilung von A. Diek, Arolsen.

[25]) Dehio a. a. O.

[26]) Daß es unvollständige Portraits bereits im Mittelalter gab, hat Max Remmerich a. a. O. nachgewiesen, sie begnügen sich mit der Wiedergabe einzelner hervorstechender Züge.

druck, wo Michelangelo Amor fragt, ob Vittoria Colonna wirklich so schön sei, wie er sie sehe. Amors Antwort: „Die Schönheit wird vom Auge bis zur Seele mehr .... die und nicht jene wandelt vor dir her."

So würden wir denn, wenn es dazu gekommen wäre, daß Michelangelo Vittoria Colonna gemalt oder modelliert hätte, nicht ihre meßbaren Züge überliefert bekommen haben, sondern ihr Bild in Michelangelos Seele; gewiß kein willkürliches Bild, sondern ein sehr wesentliches, aber eben keine reine Widerspiegelung der Wirklichkeit. Uns muß, wenn wir ein Bildnis unter rassenbiologischer Fragestellung zu beurteilen haben, die ausschlaggebende Bedeutung des inneren Bildes gegenwärtig sein. Im Bildnis spricht nicht nur der Dargestellte uns an, sondern auch der Darstellende in der ganzen Fülle seines eigenen Wesens, seines Weltbildes und seiner Menschenkenntnis.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Grunewald, Beymestr. 30.

Emil Schröder:

Beginnender Volkstod in der Schweiz

Bereits nach dem Jahre 1901, das mit 97028 Lebendgeborenen das Maximum an Geburten gebracht hatte, ist die Zahl der Lebendgeborenen in der Schweiz mit geringen Schwankungen ständig gefallen[1]) (Abb. 1). Während des Weltkrieges selbst besaß die Schweizer Bevölkerung noch bis 1917 einen Geburtenüberschuß (1917 +4,8 auf 1000 Einw.), und erst 1918 wurde die Bevölkerungsbilanz mit —0,6 auf 1000 Einw. negativ. Nachdem

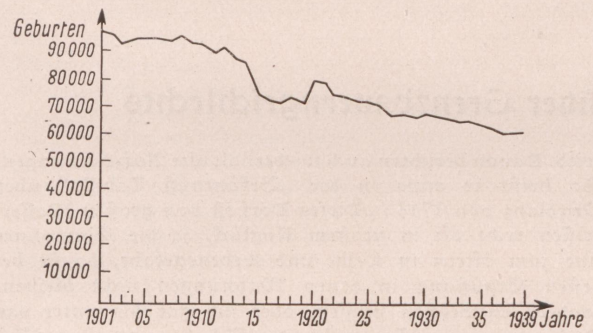


Abb. 1

die natürliche Bevölkerungszunahme dann sehr rasch auf +8,0 im Jahre 1921 gestiegen war, fiel sie ziemlich gleichmäßig bis in die jüngste Zeit. Nach dem 1941 erschienenen Heft 97 der statistischen Quellenwerke der Schweiz[2]) betrug sie 1939 nur noch +3,4 a. T. bei 63837 Lebendgeborenen. Bei Erwähnung dieser Tatsachen muß betont werden, daß die Heiratsziffern im Durchschnitt seit 1871 ziemlich gleichmäßig hoch geblieben sind. Daraus ergibt sich, daß die eheliche Fruchtbarkeit in der Schweiz 1939 mit 15,2 Geburten auf 1000 Einwohner um die Hälfte gegenüber der vor siebzig Jahren zurückgegangen ist (Abb. 2). Nach Burgdörfer gehört die Schweiz zu den Ländern, deren Geburtendefizit „bereits 1929/30 ein Siebentel bis ein Sechstel des Geburtensolls betrug"[3]). Inzwischen haben sich dort die Verhältnisse noch verschlechtert.

Ein erschütterndes Bild erhält man bei der Feststellung der Geburtenüberschüsse einzelner Kantone und Städte. Seit 1936 wird in den Kantonen Glarus und Appenzell J.-Rh. die Zahl der Gestorbenen noch nicht einmal um 100 von der Zahl der Geburten übertroffen. Noch schlimmer steht es in dieser Hinsicht um die Kantone Appenzell A.-Rh. (seit 1931), Waadt (seit 1939), Neuenburg (seit 1931) und Genf (bereits seit 1911). In ihnen ist die Zahl der Gestorbenen größer als die Zahl der Geburten! Sie haben also eine absterbende Bevölkerung, ähnlich wie manche französische Departements. 1939 war der „Geburtenüberschuß" im Kanton Appenzell A.-Rh. —110, Waadt —107, Neuenburg —286 und Genf —539!

Von Städten mit absterbender Bevölkerung wurden in dem neuen Statist. Jahrbuch der Schweiz (48. Jahrg.) genannt: St. Gallen und die in der Westschweiz gelegenen Städte Lausanne, La Chaux-de-Fonds und Genf. Der Sterbefallüberschuß war 1939 in St. Gallen 105, Lausanne 155, La Chaux-de-Fonds 158, Genf 443![4]).

Über den Anteil von Land- und Stadtbevölkerung an den Geburtenziffern des Jahres 1939 schreibt Dr. W. Ruchti[5]): „Der Bauernstand verzeichnete im Vergleich zum Vorjahr einen Verlust an Lebendgeborenen, der vorwiegend auf jene Ehen zurückzuführen war, die früher schon fünf oder mehr Kinder zur Welt gebracht hatten. Im Gegensatz zu den anderen Berufskreisen konnten die Bauernfamilien diesen Ausfall an späteren Kindern nicht durch eine Zunahme der Erstgeborenen aufholen, weil die vermehrte Übersiedelung junger Arbeitskräfte nach den Städten die Zahl der neuen Ehen stark in Mitleidenschaft gezogen hatte. Fast 60 Prozent der mehr geborenen Erstlinge stammten von Vätern ab, die ihr Brot in der Industrie oder im Gewerbe verdienen." Über die Folgen der Abwanderung vom Lande und der dort z. T. herrschenden Kinderarmut sei noch eine weitere Schweizer Äußerung herausgegriffen[6]): „Der relativ leichte und in guten Zeiten

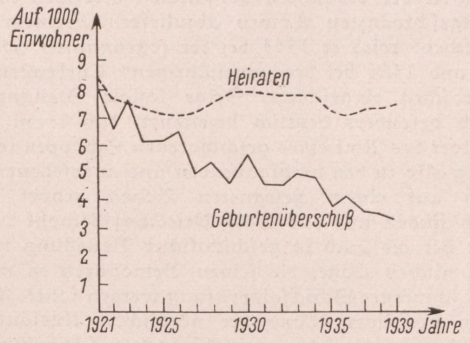


Abb. 2

[1]) Statistische Jahrbücher der Schweiz.

[2]) Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1939. Statist. Quellenwerke der Schweiz. Heft 97. Herausgeg. v. Eidgenöss. Statist. Amt der Schweiz, Bern 1941.

[3]) Friedr. Burgdörfer, Völker am Abgrund. 2. Aufl., München.

[4]) Auch die Geburtenüberschüsse der Städte Zürich, Basel, Bern, Winterthur, Luzern u. Biel werden immer geringer.

[5]) Bev. Beweg. d. Schweiz 1939.

[6]) A. Waldmeier-Brockmann, Sammelwirtschaft in den Schweizer Alpen. Schweizerisches Archiv für Volkskunde Nr. 1/41. Basel.

sichere Verdienst in der Industrie und im Verkehr lockt gerade die jungen und leistungsfähigen Leute, die sich vom Bauerntum lösen. Dadurch ist wohl die Not des zu engen Siedlungsraumes behoben; es bleiben aber vor allem nur noch minderwertige Arbeitskräfte zurück, so daß die Berggüter immer schlechter bewirtschaftet werden, ja sogar Kulturflächen verwildern."

Neben der Abwanderung vom Lande in die Stadt spielt die Auswanderung eine Rolle. 1938 wanderten z. B. 5848 militärpflichtige Schweizer aus und 1939 5098. In diesen Jahren hielten sich 347655 bzw. 282770 Schweizer im Auslande auf (davon 1939: 94000 in Frankreich und 53000 in Deutschland). Gleichzeitig erfolgte aber die Einwanderung zahlreicher Ausländer. So hatten 1930 355522 Ausländer ihren Wohnsitz in der Schweiz, das sind ungefähr so viele wie die Schweizer, die sich außerhalb ihres eigenen Landes ihren Lebensunterhalt suchten[7])!

[7]) Zur Frage der Überfremdung der Schweiz durch die vielen zuwandernden Ausländer hat u. a. E. Bürger Stellung genommen mit seiner Arbeit „Das Problem der politischen Überfremdung der Schweizerischen Eidgenossenschaft", Leipzig 1929. Bemerkenswert ist z. B. S. 23 mit: „Von 1850 bis 1910 vermehrte sich die Fremdbevölkerung der Schweiz durch Einwanderung und Geburtenüberschuß um 690%, dagegen ist die Gesamtbevölkerung der Schweiz um 56% gestiegen"!

1938 waren es nur noch 235000, die übrigen waren z. T. weitergewandert. Unter den seit 1933 eingebürgerten Ausländern befanden sich 11746 mit ehemals deutscher Staatsangehörigkeit — vermutlich jüdische und sonstige politische Emigranten. Da sich die zahlreichen zuwandernden Ausländer besonders in den Städten und größeren Gemeinden niederlassen, ist es nicht verwunderlich, daß der Wanderungsgewinn der bäuerlichen Gemeinden mit ihren beträchtlichen Abwanderungsziffern stark negativ ist (1939: —18549; die Stadt Zürich dagegen +6778).

Nach den erwähnten Tatsachen ist begreiflich, daß der Schweizer Statistiker Dr. W. Ruchti amtlich[8]) 1941 schreibt: „Geburtenrückgang und Überalterung kennzeichnen längst die Bevölkerungsentwicklung in unserem Lande. Je mehr sich die Lücken unter den Jungen weiten, desto dichter füllen sich die Reihen der Alten. Unaufhaltsam strebt die Entwicklungslinie des Schweizervolkes einem Wendepunkt entgegen, bei dem das bisherige Wachstum einer rückläufigen Bewegung Platz machen wird ..."

Verf. steht im Felde.
Anschrift durch die Schriftleitung.

[8]) a. a. O.

Heinrich Banniza v. Bazan:

Der soziale Weg eines Oberlausitzer Grenzbauerngeschlechts

Die wirkliche deutsche Volksgeschichte wird nirgends eindringlicher und anschaulicher erlebt als im Schicksalsweg der Ahnen, der deutschen Sippengemeinschaften. Alles, was sich an politischem und sozialem Geschehen im böhmisch-oberlausitzischen Grenzraum in den letzten vier Jahrhunderten abgespielt hat, erleben wir, wenn wir dem Weg eines alteingesessenen Bauernstammes nachgehen. Es ist das Geschlecht Kroschwald, das mit seinem Namen vermutlich auch blutmäßig alle Träger umspannt. So empfängt die Forschung von vornherein Begrenzung und Ziel. Als ältesten gemeinsamen Ahnherrn können wir wohl den Bauern Paul Kroschwald zu Priedlanz ansprechen, der dort zwischen 1560 und 1572 als Inhaber von anderthalb Huben, also einer größeren Ackernahrung genannt wird. Davon hatte er nach dem Zinsregister der Herrschaft Friedland zu Walpurgis und zu Michaelis je ein Schock der bekannten böhmischen Groschen mit dem doppeltgeschwänzten Löwen abzuliefern. Seinem Besitz entsprechend wird er 1564 bei der sogenannten Hochzeitssteuer und 1565 bei der „zweijährigen" Türkensteuer mit 40 Groschen eingeschätzt. Seine soziale Stellung wird dadurch besonders deutlich bezeichnet, daß er in seinem Heimatort das Amt eines geschworenen Schöppen innehat. Er mag also zu den wohlhabenden und angesehenen Vollbauern auf einem gesegneten Boden gehört haben. Freilich finden wir das Dorf Priedlanz sowohl von der Natur her als auch in geschichtlicher Beziehung in einer eigentümlichen Lage, die seinen Bewohnern in mancher Zeit zu schwerster Schicksalsprüfung werden sollte. Es liegt in dem hügeligen Land der nördlichen Ausläufer des Isergebirges und wird von waldbedeckten Höhen umgeben, die das Blickfeld allseitig begrenzen. Den eigentümlichen Charakter verleiht dem Ort aber der vom Gebirge in nördlicher Richtung herabströmende Wittig-Bach, der sich meist sanftmütig durch eine liebliche Auenlandschaft schlängelt, bei Hochwasser aber als wilder, alles mit sich fortreißender Strom zu einer Gefahr für die Anwohner wird. Davon berichten auch wiederholt alte Aufzeichnungen. So heißt es etwa in der „Bekäntnüß Tabilla" über Priedlanz von 1713: „Dieses Dorf ist von großen Wassergüssen recht oft in großem Unglück, ja die Einwohner sind zum öftern in Leib- und Lebensgefahr, da sie bei dessen Ergüßung in denen Wohnungen nicht bleiben, sondern entweichen müssen, oder sich gar bis unter das Dach retirieren müssen, welche den Schaden von einem Mal zu dem andern nicht verwinden können, wodurch sie in große Unkosten und Schulden gesetzt werden." Geschichtlich ist eigentümlich, daß der Ort wohl politisch zu der Herrschaft Friedland im Königreich Böhmen gehörte, kirchlich aber im benachbarten Weigsdorf eingepfarrt war, dessen Kirche auf dem Gebiete der Oberlausitz lag, die sich später durch die Übergabe an Sachsen staatsrechtlich von Böhmen trennte. Dadurch entstanden Verwicklungen, die sich zuweilen verhängnisvoll, schließlich aber doch zum Heil auswirken sollten.

Nach Paul Kroschwald, der 1572 aus den Aufzeichnungen verschwindet, erscheinen in den Zinsregistern zwei Träger dieses Namens, die wohl als seine Söhne anzusprechen sind und die Begründer zweier weitausgebreiteter bis in die Gegenwart bestehender Linien des Geschlechts geworden sind. Es sind Andreas, der wohl als Vollbauer das väterliche Gut weiterführt, und Paul, der sich mit der sozialen Stellung eines Auenhäuslers in Priedlanz begnügen muß. Über den Umfang des bäuerlichen Stammbesitzes erfahren wir aus den alten Kaufbüchern, als Andreas Kroschwald am 19. März 1579 sein Erbgut an Georg Leubner für 660 Schock verkauft und dafür von Leubner am 21. März dessen Erbgarten für 189 Schock erwirbt. Auf dem Gute lasteten 63 Mark, die der Käufer nach Aussage des Schöppenbuchs und Ausweisung der Kerbhölzer auszahlen und entrichten wollte. Andreas Kroschwald ließ bei dem von ihm verkauften Gut 4 Pferde, ein Fohlen, zwei beschlagene Wagen, drei Wagenketten, einen Pflug, einen Rührhaken (eine Art Pflug), zwei Paar

Euden (= Eggen), eine Heugabel, einen Misthaken, einen Feuerhaken, eine Siedelade (für Häcksel) mit allem Zubehör, ein Schwein, zwei Hühner, einen Hahn, 16 Scheffel Hafer und 4 Scheffel Gerste „zu sahmen", ferner zwei Scheffel „backe gethraidt" und ein langes Rohr zur Hauswehr. Es ist wohl das Übliche, was damals bei einem solchen Gut an Gerätschaften und als Grundlage des Viehbestandes verlangt wurde. Zunächst fällt auf, daß Andreas Kroschwald an Stelle des großen väterlichen Hofes ein viel kleineres Besitztum erwarb. Bald erfahren wir, wie er das überschüssige Geld angelegt hat, denn am 23. Juni 1582 kauft er von den Vormündern der Waisen des Barttl Kirchof deren ererbtes Gut für 545 Schock und besaß damit wieder ein ansehnliches Bauerngut. Es lag zwischen dem „gemeinen Fibig" (= Viehweg) und Petter Webers Garten. Als sich Andreas nach einem arbeitsreichen Leben zur Ruhe setzen wollte, übergab er am 17. März 1612 in der Form eines dafür üblichen Kaufvertrags das Gut seinem Sohn Christoph, wie es in der vor Abraham Hauenstein, dem Kanzler der Herrschaften Friedland, Reichenberg und Seidenberg, geführten Verhandlung nach althergebrachten Formeln hieß: „in allen reinen, lochtenn und grenzen gelegen mit erd-, wied- und nagelfest auch mit der Herrschaft zinsen und diensten und allerwas wie er dasselbe im genieß und brauch gehabt" für 550 Schock. Dem Käufer verblieben beim Gute drei Pferde, sowie Pflüge, Euden und alles Ackergeschirr, ein langes Rohr, ein Spieß zur Hauswehr, Feuerhaken, eine lange Dachleiter, vier Scheffel Samengerste, zehn Scheffel Samenhafer, Backe-Getraide „soviel vorhanden miteinander zu verbacken, jedoch für den Fall dieses vor dem neuen abginge, soll ein jedes schuldig sein, den halben Teil bis zum neuen zuzukaufen", ferner ein Hahn und sechs Hühner, ein Ganser und zwei Gänse. Außerdem mußte der Käufer darein willigen, daß dem Bauern Jakob Weise der Weg freizuhalten wäre, damit er seine Äcker erreichen kann. Freilich mußte Jakob Weise dafür auch helfen, den Weg in Ordnung zu halten.

Nur 15 Jahre finden wir Christoph Kroschwald im Besitz des Gutes. Aus nicht ganz zu klärenden Gründen verkauft er es im November 1627 mit Roß und Wagen, Hausrat und einem Langrohr an seinen nahen Verwandten Georg Kroschwald, den Enkel des oben genannten Auenhäuslers Paul und den Sohn des 1605 genannten Auenhäußlers Christoph. Was den Bauern Christoph Kroschwald bewog, zu diesem Zeitpunkt sein Gut zu verkaufen, läßt sich nur nach der Bestimmung des Kaufvertrages vermuten, der zufolge der Käufer Georg Kroschwald verpflichtet war, des Verkäufers Kinder 6 Jahre lang mit Essen zu versehen. Ausdrücklich wurde das Vorkaufsrecht diesen Kindern vorbehalten. Es läßt sich hier vermuten, daß des Bauern Frau gestorben war und er selbst vielleicht schwerkrank war, wenn nicht schon hier die politischen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges hineinspielen. Am 14. Juli 1622 war der bisherige Besitzer der Herrschaft Friedland Christoph II. Freiherr von Redern in die Reichsacht getan worden und sein Gebiet in den Besitz von Wallenstein gekommen. Im Mai 1624 waren die evangelischen Geistlichen vertrieben worden, offenbar haben danach viele Protestanten das Land verlassen, denn am 22. März 1627 werden alle Entflohenen gegen Befreiung von allen Abgaben und Diensten für drei Jahre zurückgerufen unter der Voraussetzung, daß sie den katholischen Glauben annehmen. Durch einen Befehl des fürstlichen Landeshauptmanns Gerhard v. Taxis vom 15. 9. 1627 sollten alle Untertanen mit Gewalt zum Besuch der katholischen Kirchen gezwungen werden. Die protestantische Weigsdorfer Kirche war den katholischen Machthabern ein Dorn im Auge. Deshalb wurde verfügt, daß alle jene, die in Weigsdorf taufen oder sich trauen ließen, mit der Wegnahme ihres halben Vermögens und einem Jahr Gefängnis zu bestrafen seien. Endlich, am 14. Mai 1630, wurde der Befehl zur Schließung der Weigsdorfer Kirche gegeben. Das alles brachte die Einwohner von Priedlanz, die fast alle eifrige Protestanten waren, in schwere Gewissenskonflikte. Dazu kam mit dem Eingreifen der Schweden in den Kampf furchtbarste Kriegsnot, die bald die offenen Dörfer für Jahre unbewohnbar machen sollte. Schwer lastete sie auch auf dem Besitz der Kroschwald. Der Weigsdorfer Pfarrer gibt in dieser Zeit seine Eintragungen nur zusammenfassend, da er zu Hause nicht sicher gewesen, sondern sich mit seiner Familie zu Görlitz habe aufhalten müssen, „wie denn auch sonst fast niemand im ganzen Kirchspiel zu Hause bleiben durfte, sondern sich an andern Orten salviren mußte und sich daselbst der Taufe und anderer heiliger Amtsgeschäfte gebrauchen" (Okt./Nov. 1633). Im Jahre 1634 finden wir unter der Liste der Personen, die im Kriegswesen verstorben und ohne alle Zeremonien begraben worden sind, unter Nummer 47 auch die alte Andreas Kroschwaldin von Priedlanz, also die Witwe des oben genannten Bauern, der 1612 ins Altenteil ging. Ein deutliches Bild von den Kriegsschicksalen erhalten wir, wenn wir das weitere Schicksal des Kroschwaldschen Bauerngutes verfolgen.

1627 war der Besitz seltsamerweise von der bäuerlichen Linie an die Auenhäusler-Linie gekommen. Georg Kroschwald sollte sich aber seines Gutes nicht lange freuen. Er verlor im Kriege alle seine Habe und konnte dem Sohne des Christoph, der inzwischen herangewachsen war, die schuldigen Beträge nicht auszahlen und mußte deshalb das Bauerngut am 6. Juli 1636 dem Andreas Kroschwald übergeben. Georg wurde also wieder Auenhäusler, während Andreas in die Tradition des Vaters, Groß- und Urgroßvaters eintrat und die bäuerliche Linie weiterführte. Sowohl auf dem bäuerlichen wie auf dem Häuslerhof standen die beiden nächsten Jahrzehnte im Zeichen schwersten Kampfes um Existenz und Weltanschauung. In der Zeit schwerster Bedrohung durch die Zwingherren der Gegenreformation zwischen 1634 und 1638 verließen viele die Heimat, manche, um endgültig von ihr Abschied zu nehmen. Zu ihnen gehört auch der Bruder des Bauern Andreas Kroschwald, der nach dem Vater Christoph heißt. Während Andreas sich im Heimatort behauptete und im Jahre 1636 durch seine Heirat mit Rosina Birkfelder eine neue Familie begründete, war sein Bruder Christoph ins benachbarte Oberlausitzer Gebiet gegangen, wo er im Dorfe Lichtenberg durch eine Einheirat festen Fuß faßte und Begründer eines kräftigen bis in die Gegenwart ragenden Astes wurde. Des alten Bauern Christoph wohl bedeutend jüngere Schwester Elisabeth zog mit ihrem Gatten Christoph Tischer aus Wustung später nach Oberbielau nordwestlich von Lauban. Von 1639—1649 war durch die Anwesenheit der Schweden im Friedländischen das Vordringen des Katholizismus aufgehalten. Kaum aber hatten die Schweden am 7. 10. 1649 das Gebiet verlassen, als auch schon zwei Tage darauf alle protestantischen Kirchen geschlossen wurden. Mit allen Mitteln gingen die Behörden daran, die Bauern der römischen Kirche wieder zuzuführen. Dabei wurde zunächst die besondere Rechtslage der in die Lausitz eingepfarrten böhmischen Orte nicht beachtet. Bei Leibesstrafe wurde am 24. 9. 1650 befohlen, daß die Kirche in Weigsdorf von der böhmischen Seite aus nicht mehr besucht werden dürfe. In den ersten Monaten des Jahres 1651 wurde der letzte Angriff auf die Glaubensfestigkeit der Priedlanzer gemacht. Bei dieser Gelegenheit wurden behördlicherseits genaue Listen aufgestellt, in denen sämtliche Einwohner nach Alter, Stand, Kinderzahl, Anzahl der Dienstboten und Glaubenszugehörigkeit erfaßt wurden. Das Eigenartige an dieser Liste

ist, daß bei jedem einzelnen erkundet werden sollte, ob Hoffnung auf Bekehrung vorhanden sei oder nicht. So finden wir in dieser Liste die vier Gruppen der Bauern, Halbbauern, Gärtner und Chalupner (= Häusler). Unter den Bauern erscheint der 37jährige Andreas Kroschwald mit vier Kindern, zwei Dienstboten, einem Hausgenossen seiner Familie, unter den Chalupnern der 53jährige Georg Kroschwald mit zwei Kindern. Bei beiden Familien heißt es, daß keine Hoffnung auf Rückkehr zum katholischen Glauben bestünde. In einem Verzeichnis der Ausgewiesenen von Priedlanz aus der Zeit um 1652 werden die vier Kinder des Georg Kroschwald im einzelnen nachgewiesen. Dabei ist bezeichnend, daß sie damals alle auswärts, und zwar in evangelischen Gebieten dienten, nämlich Christoph in Reutnitz bei Hans Jäntsch, Georg ebendort bei Georg Rothe, Anna zu Dittelsdorf und Maria zu Leuba. Diese vier Kinder sind später sämtlich nach Priedlanz, bzw. in das benachbarte Weigsdorf zurückgekehrt. Dazu mag die besondere Lage dieses böhmischen Gebietes beigetragen haben, denn unter den 10 Punkten des Friedländer Oberhauptmanns Christoph Strauch vom 11. 8. 1651 lesen wir als Punkt 9 die für die Priedlanzer erlösende Nachricht, daß die in der Lausitz eingepfarrten Gemeinden in Ruhe gelassen werden sollten. Dabei blieb es auch für die ganze Zukunft, so daß in diesem Winkel Böhmens allein sich bis zum heutigen Tag deutsche Protestanten haben behaupten können. Blutmäßig wurde diese Entscheidung wichtig, weil sich infolge der konfessionellen Abgrenzung der Heirats- und Abwanderungsbereich der Priedlanzer nun fast ausschließlich nach dem protestantischen sächsischen Gebiete öffnete.

Georg Kroschwald, der nach schwerer Kriegsnot wieder Häusler geworden war, hinterließ eine Nachkommenschaft, die in Priedlanz und dem benachbarten noch böhmischen Niederweigsdorf in schlichten Verhältnissen lebte und in mehreren Linien seßhaft blieb. Von Georgs beiden Söhnen hinterließ der jüngere namens Georg, der Häusler in Priedlanz war, von seinen 8 Kindern nur die Tochter Elisabeth, die 1691 den Siegmund Förster aus Neugersdorf heiratete, während der ältere namens Christoph, ebenfalls Häusler in Priedlanz den Stamm fortsetzte. Er heiratete zu Weigsdorf am 25. Mai 1664 eine Exulantentochter, die auf diese Weise wieder ins Böhmische zurückkehrte. Es war Anna, Tochter des Christoph Wiegener, der aus Schönwald bei Friedland nach Seidenberg geflohen war und in der dortigen Gegend mit der Erbauung eines Auenhauses den Anstoß zur Kolonie Neuhaus gegeben hat. Christophs einziger Sohn, der 1665 geborene Friedrich Kroschwald war Gärtner zu Niederweigsdorf und erscheint von 1696 ab als Großknecht der dortigen adeligen Herrschaft, des Cornetts Christian Friedrich von Schwanitz. Von den mindestens 13 Kindern aus seinen drei Ehen pflanzten nur drei Söhne den Stamm durch Familiengründungen, ein vierter durch uneheliche Kinder fort. Der älteste Sohn Hans Georg folgte dem Beruf des Vaters als adeliger Herrendiener zu Niederweigsdorf, er hatte 10 Kinder. Der nächste Gottfried, ebenfalls zu Niederweigsdorf, hinterließ aus seinen zwei Ehen 9 Kinder, darunter 5 Söhne, von denen Gottlob als Häusler und Totengräber und Gottfried als Hofgärtner dort den Stamm fortsetzten. Des Totengräbers Sohn Hans Christoph erwarb 1775 mit Genehmigung der Herrschaft einen Hofgarten, den er am 13. 8. 1800 mit dem Einverständnis des Ministers Grafen v. Einsiedel seinem jüngsten Sohn erster Ehe Gottlieb weitergab. Johann Christoph wird bei dieser Gelegenheit Gemeinältester in Niederweigsdorf genannt, hatte also eine angesehene soziale Stellung im Dorfe inne. Ein anderer Sohn Hans Christophs Johann Gottlob heiratet 1797 in Hirschfelde. Des Totengräbers Bruder Gottfried war Hofgärtner (= Kleinbauer) und hinterließ drei Söhne, von denen Gottlob, Häusler in Dornhennersdorf 1791 vom Grafen Einsiedel Grund und Boden zu Baustelle und Garten in Neuminkwitz erhielt, das 1770 von Major v. Minkwitz neu angelegt war.

Der dritte Sohn des Großknechts Friedrich Kroschwald mit Namen Christoph begründete einen Zweig, der neben seinem geringen Häuslerbesitz durch mindestens drei Generationen in Niederweigsdorf das Schneiderhandwerk betrieb. Bemerkenswert ist, daß Christophs einziger Sohn Gottlob nicht nur Schneider, sondern auch Dorfmusikant war. So sind die Kroschwald von Niederweigsdorf mit ihrer geringen Habe doch stark als Gemeinälteste, Totengräber, Dorfmusikanten und Schneider am Gemeinschaftsleben ihres Ortes beteiligt.

Aufs Ganze gesehen bleibt die von dem Auenhäusler Paul Kroschwald begründete Linie, so weit sich übersehen läßt, in ihrem engsten Heimatbereich und in schlichtesten Verhältnissen. Nur einmal scheint sich gerade von hier aus der Ansatz zu einer Aufstiegslinie zu zeigen. Vielleicht war der Paul Kroschwald, der um 1631 als Zimmermann in Dittelsdorf genannt wird, ein Sohn des Auenhäuslers Paul und ein Enkel des Stammvaters Paul. Dieses Zimmermanns Sohn Matthäus Kroschwald erlernt das Kürschnerhandwerk und wird „approbierter Meister des langen Schwerdts" in Zittau und heiratet zu Hirschfelde am 12. Mai 1631 die Tochter des dortigen Bürgermeisters und „Forwergsmannes" Georg Hermann, von der ein Sohn Matthes (geb. 1637) und eine Tochter Martha (geb. 1639) in den Kirchenbüchern festzustellen sind. Mathäus Kroschwald wohnte am Frauentor und lebte offenbar in ansehnlichen Verhältnissen. Nach seinem Tode heiratete die Witwe den „Edlen Herrn" Karl von Eisserßdorff aus einer der führenden Zittauer Familien. Über seine Sippe ist aber weiter nichts bekannt.

Folgen wir nun dem Schicksal des Priedlanzer bäuerlichen Stammes, von dem Andreas die bäuerliche Tradition weiterfortführte, während sein Bruder Christoph sich im sächsischen Lichtenberg eine neue Lebensgrundlage geschaffen hatte. Der Bauer Andreas Kroschwald konnte das 1636 von seinem Vetter zurückerworbene Gut bis zu seinem Tode im Jahre 1675 durch alle Kriegsnöte hindurchretten und in friedlicher Zeit behaupten. Sein Besitz umfaßte 22 Ruten. Im Kataster von 1713 wurde zwischen schlechtem Boden, drieschliegendem und wüstliegendem Acker unterschieden. Vier Ruten lagen wüst, drei lagen driesch und 15 waren schlechter Boden. Außerdem gab es Wiesenland. 1713 gehörten zum Gute zwei Stück Jugvieh, zwei Kühe und zwei Kälber. Das war aber ungefähr der Durchschnitt des dortigen bäuerlichen Besitzes. Der reichste Bauer besaß 4 Stück Jugvieh, 5 Kühe und 3 Kälber. Andreas hatte mit seiner Gattin Rosina, Tochter des Weigsdorfer Kirchenvaters und Schmieds Michel Birckfelder 9 Kinder und von seinen 5 verheirateten Söhnen 34 Enkel. Erstaunlich und erschreckend ist aber die Tatsache, daß von den 34 Enkeln 29 im frühen Kindesalter gestorben sind und nur von zwei Enkelkindern Eheschließungen bekannt sind. Ob dieses unerfreuliche Ergebnis auf wenig günstigem Erbgut beruht oder auf die örtlichen Verhältnisse zurückzuführen ist, könnte nur bei vollständiger Erfassung der Kirchenbücher der Vergleich mit den anderen Erbstämmen entscheiden. Die beiden zur Eheschließung gelangenden Töchter des Bauern Andreas Kroschwald gewinnen Männer aus der Schicht der Vollbauern zu Gatten, bleiben also bei der vom Vater behaupteten sozialen Stufe. Helena heiratet 1668 Georg Leubner, Bauern und Kirchvater zu Niederweigsdorf, Maria 1680 den Witwer Christoph Ehrentraut aus dem alten Geschlecht, das im 16. Jahrhundert noch die ältere Namensform Irmentraut führt. Von den Söhnen des

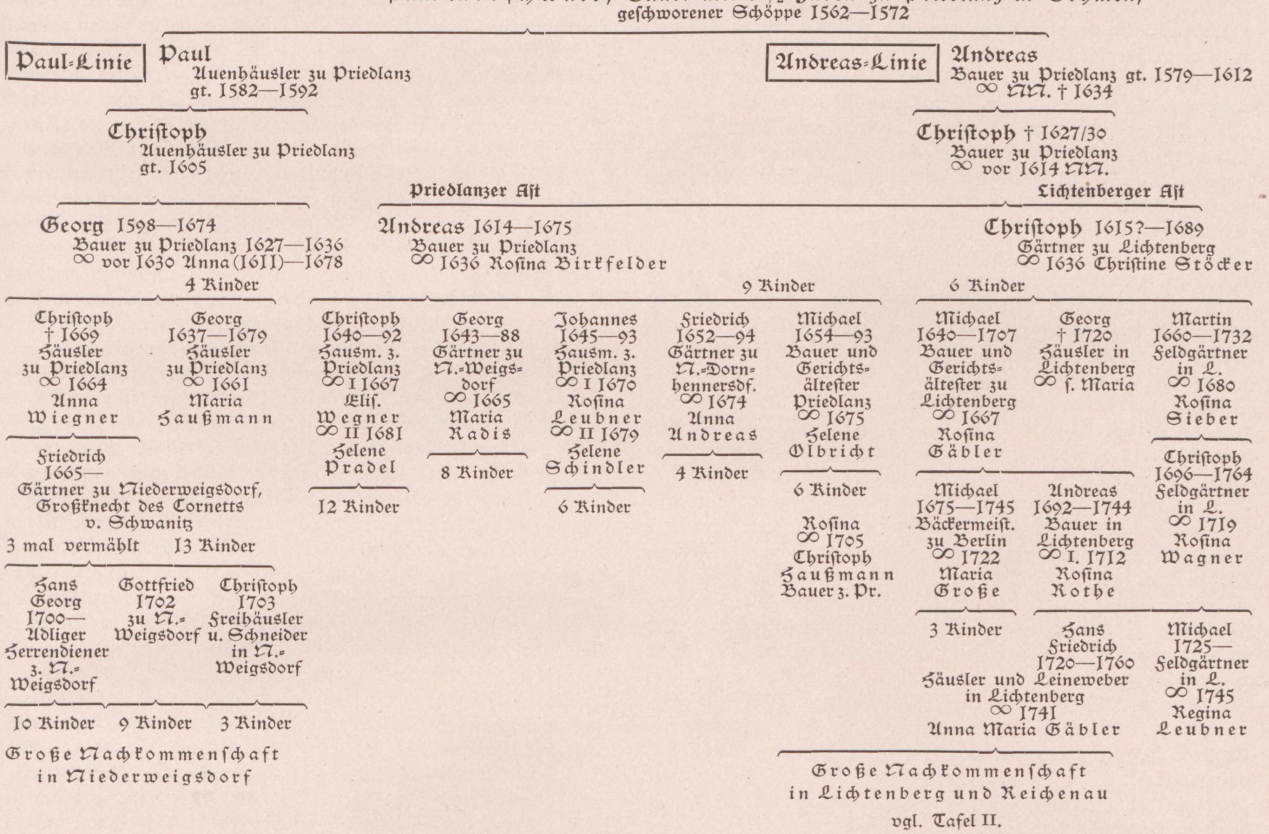
Andreas wird der jüngste, nämlich Michael (1654—1693) Bauer und seiner sozialen Stellung entsprechend später Gerichtsältester. Er ist beim Tode seines Vaters Andreas noch nicht 21 Jahre alt und heiratet im selben Jahre am 25. 10. 1675 eine Gärtnerstochter Helene Olbricht. Von ihren 6 Töchtern wird eine totgeboren und sterben 3 in früher Kindheit. Die jüngste Rosina wird die Erbtochter; durch ihre Heirat mit dem Gärtner Christoph Haußmann kommt das alte Priedlanzer Bauerngut in den Besitz eines anderen Erbstammes.

Die anderen 4 Söhne des Bauern Andreas müssen sich mit bescheideneren Stellungen begnügen. Christoph (1640—1692) ist Hausmann, und später Teichgräber und Teichwärter zu Priedlanz. Der herrschaftliche Teich war mit Fischzucht verbunden, er lag dort, wo heute die Priedlanzer Schule steht. Von seinen 12 Kindern fallen zwei durch ihre besonders eigentümlichen Todesschicksale auf. Ihre genaue Schilderung im Kirchenbuch läßt uns einen Blick in das persönliche Leben des Familienkreises tun. Die Mutter geht ins Dorf, um den Kuchenteig zum Bäcker zu bringen und läßt ein brennendes Schaulicht auf der Bank liegen, weil der Mann bald aufstehen und inzwischen beim Kinde bleiben soll. Er hat aber das Fieber und liegt in Hitze und Mattigkeit, bleibt also im Bette, und das Kind ergreift das Licht, zündet sich sein Hemdlein an und schreit. Ehe aber der Vater hören und helfen kann, brennt das Hemdlein ringsherum, bis das Kind von den Knien bis ans Kinn ganz verbrannt war. 18 Jahre später verliert Christoph wiederum eine Tochter Maria, geboren von seiner zweiten Frau. Sie fällt in den Teich, als sie ihrer kranken Mutter ein paar Lumpen auswaschen will.

Georg Kroschwald (1643—1688) ist Gärtner in dem Teil von Niederweigsdorf, der „uffn Gärten" bezeichnet wird, und zwar wohl, seit er 1665 Maria die Tochter des Christoph Radis „uffn Gärten" geheiratet hat. Sein Besitztum verkauft er am 2. II. 1684 für 70 Schock „hiesiger böhmischer Zahlung" an Michael Leubner, bedingt sich aber im Garten ein Fleckchen aus, auf dem er für sich und die Seinigen ein Häuslein aufbauen will, welches nach seines Weibes Tode von seinen Freunden oder Kindern nach ihrem Gefallen verkauft oder abgerissen werden kann, wobei jedoch Michael Leubner das Vorkaufsrecht zugesichert wird. Bei dieser Gelegenheit wird eines Herbstbirnbaumes gedacht, dessen Früchte Käufer und Verkäufer miteinander redlich teilen sollen. Johannes Kroschwald (1645—1693) ist Hausmann in Priedlanz, Friedrich (1652—1694) heiratet 1674 die Tochter des Gärtners Friedrich Andreas zu Niederdornhennersdorf und läßt sich dortselbst als Gärtner nieder. So reich die Nachkommenschaft des Bauern Andreas Kroschwald an Kinderzahl auch war, so scheint doch niemand in der Enkelgeneration den Kroschwaldstamm fortgepflanzt zu haben. Bei zwei männlichen Enkeln, dem Sohne des Christoph, Georg, und dem Sohne des Johannes, Christoph, sind Sterbedaten nicht bekannt. Hier bestünde also noch die Möglichkeit, daß sie den Stamm an anderer Stelle weiterführten.

Jetzt bleibt noch der von dem Priedlanzer Bauernsohn Christoph begründete Lichtenberger Ast, der über einen Urenkel breit in die Gegenwart hineinreicht. Christoph hatte 1636 Christine, die Tochter des Martin Stöcker zu Lichtenberg, geheiratet und damit Anschluß an die dort

Die Stammväter des Geschlechts Kroschwald Tafel I.


Paul Kroschwald, Bauer mit 1½ Huben zu Priedlanz in Böhmen, geschworener Schöppe 1562—1572
Paul-Linie
Paul Auenhäusler zu Priedlanz gt. 1582—1592
Christoph Auenhäusler zu Priedlanz gt. 1605
Andreas-Linie
Andreas Bauer zu Priedlanz gt. 1579—1612 ∞ NN. † 1634
Christoph † 1627/30 Bauer zu Priedlanz ∞ vor 1614 NN.
Priedlanzer Ast
Lichtenberger Ast
Georg 1598—1674 Bauer zu Priedlanz 1627—1636 ∞ vor 1630 Anna (1611)—1678
Andreas 1614—1675 Bauer zu Priedlanz ∞ 1636 Rosina Birkfelder
Christoph 1615?—1689 Gärtner zu Lichtenberg ∞ 1636 Christine Stöcker
4 Kinder
9 Kinder
6 Kinder
Christoph † 1669 Häusler zu Priedlanz ∞ 1664 Anna Wiegner
Georg 1637—1679 Häusler zu Priedlanz ∞ 1661 Maria Haußmann
Christoph 1640—92 Hausm. z. Priedlanz ∞ I 1667 Elis. Wegner ∞ II 1681 Helene Pradel
Georg 1643—88 Gärtner zu N.-Weigsdorf ∞ 1665 Maria Radis
Johannes 1645—93 Hausm. z. Priedlanz ∞ I 1670 Rosina Leubner ∞ II 1679 Helene Schindler
Friedrich 1652—94 Gärtner zu N.-Dornhennersdf. ∞ 1674 Anna Andreas
Michael 1654—93 Bauer und Gerichtsältester Priedlanz ∞ 1675 Helene Olbricht
Michael 1640—1707 Bauer und Gerichtsältester zu Lichtenberg ∞ 1667 Rosina Gäbler
Georg † 1720 Häusler in Lichtenberg ∞ s. Maria
Martin 1660—1732 Feldgärtner in L. ∞ 1680 Rosina Sieber
Friedrich 1665— Gärtner zu Niederweigsdorf, Großknecht des Cornetts v. Schwanitz
3 mal vermählt
13 Kinder
8 Kinder
12 Kinder
6 Kinder
4 Kinder
6 Kinder
Rosina ∞ 1705 Christoph Haußmann Bauer z. Pr.
Christoph 1696—1764 Feldgärtner in L. ∞ 1719 Rosina Wagner
Michael 1675—1745 Bäckermeist. zu Berlin ∞ 1722 Maria Große
Andreas 1692—1744 Bauer in Lichtenberg ∞ I. 1712 Rosina Rothe
Hans Georg 1700— Adliger Herrendiener z. N.-Weigsdorf
Gottfried 1702 zu N.-Weigsdorf
Christoph 1703 Freihäusler u. Schneider in N.-Weigsdorf
10 Kinder
9 Kinder
3 Kinder
3 Kinder
Hans Friedrich 1720—1760 Häusler und Leineweber in Lichtenberg ∞ 1741 Anna Maria Gäbler
Michael 1725— Feldgärtner in L. ∞ 1745 Regina Leubner
Große Nachkommenschaft in Niederweigsdorf
Große Nachkommenschaft in Lichtenberg und Reichenau
vgl. Tafel II.

bodenständigen Sippen gefunden. Lichtenberg liegt in der äußersten Südostecke Sachsens am Hang eines zum Isergebirge gehörenden Höhenzuges, auf dem die oberlausitzisch-böhmische Grenze entlangführt. Wenige Schritte über den letzten südlichen Häusern von Lichtenberg erhebt sich der bereits böhmische 566 m hohe Gickelsberg; an dessen Südhang liegt das nächste böhmische Dorf Wittig, das damals Wittigau, genannt wurde. Der kurze Weg von Wittig über den Berg nach Lichtenberg spielte in der Zeit der Glaubensverfolgung eine große Rolle, bot er doch vielen böhmischen Protestanten die Möglichkeit, sich rasch vor den Verfolgern in Sicherheit zu bringen. So stand Lichtenberg im 17. Jahrhundert besonders stark unter dem Grenzlandschicksal.

Von Christophs sechs Kindern pflanzten drei Söhne den Stamm in Lichtenberg fort. Während Georg Häusler und Martin Feldgärtner wurde, brachte es der älteste, Michael (1640—1707), zu der angesehensten sozialen Stellung. Er wurde Bauer und erschien bald als Schöffe und Gerichtsältester in Lichtenberg. Damit war die soziale Schicht wieder erreicht, der Michaels Großvater und die weiteren Ahnen im böhmischen Priedlanz angehört hatten. Michael heiratete 1667 Rosina Gäbler, deren Vater Jakob aus dem oben genannten Wittig in Böhmen aus Glaubensgründen nach Lichtenberg hinübergewandert war und deren Mutter Christina Krusche einer alteingesessenen Lichtenberger Sippe angehört. Von Michaels neun Kindern wurde der jüngste, Andreas (1692—1744), Erbe des Bauernhofes. Er war 15 Jahre alt, als der Vater starb und heiratete mit 20 Jahren. Es ist also ähnlich wie bei dem Priedlanzer Bauernast, daß der jüngste Sohn Hoferbe wird, damit der Vater möglichst spät ins Gedinge zu gehen braucht und der erbende Sohn in recht jungen Jahren zur Eheschließung kommen kann. Des Andreas um 17 Jahre älterer Bruder Michael (1675—1745) hat das Bäckerhandwerk gelernt und ist dann einen sehr weiten Weg gegangen. Er kam wohl schon als älterer Mann nach Berlin, wo er am 22. 2. 1722 das Bürgerrecht erwarb. Er wirkte als Weiß- und Kuchenbäcker in dem Berliner Stadtteil Friedrichswerder und heiratete dort im selben Jahre am 18. 6. 1722 die Fleischhauerstochter Maria Große aus Cottbus, die wohl durch ihren Bruder, der sich als Fleischer ebenfalls in Berlin niedergelassen hatte, in die preußische Hauptstadt gekommen war. Der Ehe erwuchsen drei Kinder, von denen die beiden ersten im Januar und November desselben Jahres 1726 geboren wurden. Weiter ist eigentümlich, daß die erstgeborene Tochter bereits 14jährig den Berliner Brauer Süßmilch heiratete. Von ihr stammt eine ausgedehnte Nachkommenschaft in der Berliner Oberschicht, zu der auch viele Angehörige des Adels gehören.

An wen nach dem Tode des Bauern Andreas Kroschwald der Lichtenberger Besitz gekommen ist, läßt sich nicht feststellen. Der dortige Stamm wird von des Bauern Michael Kroschwald jüngstem Bruder, dem oben genannten Feldgärtner Martin (1660—1712) fortgesetzt, und zwar über dessen Sohn Christoph (1696—1764), der ebenfalls als Feldgärtner bezeichnet wird. Mit Christophs Sohn Hans Friedrich (1720—1760) haben wir den Stammvater einer ausgedehnten Nachkommenschaft im Gebiet von Reichenau und Lichtenberg vor uns und zugleich den ersten Kroschwald, der im Kirchenbuch ausdrücklich als Häusler und Leineweber bezeichnet wird. Damit beginnt eine neue Entwicklung nicht nur für dieses Geschlecht, sondern natürlich auch für die gesamte bäuerliche Bevölkerung dieses Berglandes. Während bisher, wie im einzelnen nachgewiesen werden konnte, der Lebenserwerb dieses ganzen Sippenkreises rein bäuerlich begründet war, tritt nun die handwerkliche Tätigkeit mit immer größerer Bedeutung hinzu, ohne jedoch die ursprüngliche Lebensgrundlage, das eigene Feld, den eigenen Garten, die eigene Wiese zu zerstören. Man kann eher sagen, die hinzutretende Handwerksausübung bietet die einzige Möglichkeit, möglichst vielen die Bindung an den eigenen Grund und Boden zu erhalten. Auch die wachsende Bevölkerung wird dadurch in die Lage versetzt, in der engeren Heimat zu bleiben.

Die Leineweberei zu Erwerbszwecken war natürlich anfangs eine rein städtische Tätigkeit, die im benachbarten Zittau besonders erfolgreich ausgeübt wurde. Aber schon im 16. Jahrhundert hatte sie sich von der Stadt auf die sogenannten Zittischen Dörfer verpflanzt, wodurch die Städter sich 1627 so beschwert fühlten, daß sie, von Gerichtsdienern begleitet, auf die Ortschaften der Umgebung zogen, den Webern ihre Stühle zerschlugen und ihnen das Garn wegnahmen. Neun Jahre später wurde schließlich die Weberei gegen Errichtung eines Stuhlzinses gestattet. Zum Vorort dieser dörflichen Weberei wurde der langgestreckte im Tale liegende Ort Reichenau, in dem es 1725 615 Leinwebestühle und 1774 417 gab. Von hier aus wurde die Leinweberei auch auf die abgelegeneren Bergdörfer getragen, denen bei ihren kargen Ackerstellen dieser Nebenerwerb besonders erwünscht wurde. Die fertige Leinwand durfte von den Dorfwebern in Zittau am Sonnabend im Leinwandhause feilgehalten werden. Heftig bekämpft wurden die Bestrebungen von Händlern, die Leinwand auf den Dörfern aufzukaufen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts bekam die Leineweberei durch die Hugenotten neue Antriebe; jetzt konnte feine Leinwand aus weißen Garnen für die Ausfuhr nach England und Übersee hergestellt werden. Auf den Schultern der Leinweberei stieg der Großhandel empor, der in Reichenau vor allem in den beiden Gottfried Krusche, Vater und Sohn, seinen stärksten Ausdruck fand. Zur Leinenherstellung kam um 1750 die Schwarz- und Schönfärberei mit Mangel und Druckerei, 1786 die Leinwandbleiche mit Walke. 1753 heißt es im Kirchenbuch kurz: „Handel und Wandel ging in gutem Flor." Für 1787 berichtet die Inschrift im Turmknopf von Reichenau: „Daher denn die Einwohner, die nur arbeiten wollen, bei gegenwärtigen Zeiten keine sonderliche Not und Bedrängnisse empfinden, man vielmehr sieht, wie bei täglicher Vermehrung des Volkes teils auf ganz neuen Plätzen Häuser erbauet, teils auf die alten Stellen verschönerte Gebäude errichtet werden, so daß sich gegenwärtig die Anzahl der Häuser in hiesiger Gemeinde über 500 beläuft." Damit ist recht deutlich geworden, daß durch die Weberei eine viel größere Menge ernährt werden kann, aber dabei auch den Grund und Boden behält. Auch der Anbau des Flachses nahm zu, selbst Häusler pachteten Ackerstücke, um darauf Flachs zu säen. In den Familien, bei denen 15 Kinder keine Seltenheit waren, galt das Sprüchlein:

„Spinnt, Kinder spinnt!
Ihr wißt ne, wenn dr Gornmoan kimmt;
Ar hoat sei Geld im ladern Säckel,
war ne spinnt, dar krigt e Dreckel."

Zu Ende des 18. Jahrhunderts ging die Leinwandfabrikation dort merklich zurück. Mitte des 19. Jahrhunderts war sie erloschen. Inzwischen waren neue Industriezweige in Aufnahme gekommen. Seit 1798 wurde Baumwolle verarbeitet (Kattun, Nanking), seit 1845 begann sich die Halbwollenweberei zu entfalten, die auch Orléansweberei genannt wurde. Im Jahre 1863 waren dafür in Reichenau 1600 Handstühle im Gange, die jährlich gegen 200000 Warenstücke lieferten. Von entscheidender Bedeutung nicht nur für das Erwerbsleben, sondern für die gesamte Daseinsgestaltung der Dörfler, wurde der Augenblick, in dem der Unternehmer Preibisch den ersten mechanischen Webstuhl aufstellte (1856). Er fand in einer Scheune Platz und wurde von zwei Arbeitern bedient.

Hans Friedrich Kroschwald HWL
∞ 1741 Anna Maria Gäbler, V: Ged. TL

Hans Friedrich
* 1748 HWL
∞ 1783 Maria Rosina Held
V: Windmüller

Gottlob
* 1745 GL
∞ I 1780 Anna Regina Franz
V: Ged. TL
∞ II 1785 Anna Regina Leubner
V: Bauer

Michael
* 1756 Ged. TL
∞ I 1780 Anna Rosina
Wwe. Gäbler HW
∞ II 1825 Anna Rosina Helbig

Johann Christoph
* 1753 HWL
∞ 1778 Anna Rosina Wagner
V: Rüthner WL

Gottfried
*1783 HWL
∞ I 1807
Anna Regina Stäritz, V: HWT
∞ II 1832
Maria Dorothea Schmidt
V: Zimmerarb.

Gottlieb
* 1782 TL
∞ 1806
Anna Rosina Franz
V: Bauer

Johann Friedrich
*1791 HWL
∞ 1819
Joh. Rahel Zimmermann
V: Rüthner, HWL

Gottlob
*1793 HWL
∞ 1824
Maria Dorothea Franz
V: Ged. TL

Jakob
* 1795
HWGL
∞ 1812
Anna Regina Krause
V: WL

Gottlob
* 1784 HW
∞ 1808
Anna Rosina Krause
V: WL

Gottfried
*1781 HWR
∞ 1806
Maria Rosina Bischoff

Gottlieb
*1778 HWR
∞ 1801
Anna Rosina Franz

Karl Gottlieb
* 1812 WL
∞ 1844
Maria Rosina Rebisch
aus Dittelsbach

Karl Gottfried
H Stellm. L
∞ 1836
Maria Rosina Hähnel
V: HWL

Friedrich August
JWR, später HWL
∞ 1860
Juliane Liebich
V: JWR

Joh. Karl Gottlieb
JWL
∞ 1862
Juliane Auguste Kroschwald
V: HWL

Ernst Wilhelm
Geschäftsführer in Dresden
∞ 1861
Agnes Laura Mittag
V: Handelsm.

Ernst August
* 1837 HW
Bergarb.
∞ I 1862
Joh. Juliane Filger
V: WL
∞ II 1882
Juliane Buchelt
V: W Mildenau

Joh. Karl Gottfried
*1834 JWL
∞ 1863
Karoline Passig
aus Hohenwald

Ernst Eduard
WM
∞ 1862
Juliane Aug. Friebel
V: HWM

Ernst Gotthelf
* 1845
Ged. H
∞ 1870
Ernest. Aug. Hoffmann
V: Maurer M

Karl Gottlieb
* 1812 WL
∞ 1836
Maria Dorothea Brückner
aus Oppelsdorf

Johann Gottfried
*1814 HWL
∞ I 1840
Joh. Christiane Apelt.
V: HW
∞ II 1873
Joh. Rahel Scholze
Wwe W

Johann Gottfried
*1812 HWL
∞ I 1836
Joh. Christiane Augustin
V: HW
∞ II 1861
Joh. Christiane Augustin, Wwe. Pohl
R

Johann Gottfried
HWR
∞ 1827
Maria Rosina Krause
V: H Zimmerarbeiter

Karl Ernst
* 1847
Markthelfer in Leipzig
∞ 1872
Joh. Amalia Baum
aus Knauthain

Ernst Adolf
Ziegel-A.
∞ 1898
Lina Emilie Ehrentraut
H

Gustav Adolf
H Neugersdorf
∞ 1886
Emma Klara Aug. Schmidt
HR

Gustav Robert
H Türchau
∞ 1889
Emma Aug. Klimpel
HH
V: W Türchau

Gustav Adolf
H Bergarb. M
∞ 1886
Erna Selma Bieberstein
V: HWM

Julius Robert
Bahnarb.
Zittau
∞ 1891
Anna Aug. Riedel
H
V: H

Ernst Wilhelm
HHM
∞ I 1889
Berta Juliane Rönsch
H
V: H
∞ II 1891
Emilie Selma Rönsch
H

Julius Reinhold
H
∞ 1890
Aug. Luise Leubner
H
(außerehel.)

Martin Reinhold
Ziegel-A, M
∞ 1892
Ernestine Aug. Rothe
HL

Gustav Reinhold
Maurer M
∞ 1893
Agnes Selma Franz
HR

Gustav Robert
HM
∞ 1897
Aug. Paul. Schmidt
H
V: H

Karl Ernst
JWL
∞ 1863
Joh. Christ. Franz
V: JWL

Karl Friedrich
*1842 JWL
∞ 1868
Amalie Aug. Schmelker
V: HWL

Karl Eduard
*1846 JTL
∞ 1871
Christiane Juliane Rothe
V: TL

Gustav Adolf
HJL
∞ 1882
Maria Roch
V: Bäcker
Wetzwalde

Ernst Gottlieb
* 1845 JR
Schuhmachermeister
∞ I 1862
Jul. Luise Mittag
V: HWR
∞ II 1888
Veronika Schindler
Wwe.
∞ III 1898
Christ. Jul. Richter

H = Fabrikarb.
G = Gärtner
Ged. = Gedingemann
H = Häusler, Hausbes.
J = Inwohner

L = Lichtenberg
M = Markersdorf
R = Reichenau
T = Tagarbeiter
V = Vater
W = Weber

Bereits 1875 waren 11 Fabriken mit 23 Dampfkesseln und 19 Dampfmaschinen und 363 PS im Gange. Beschäftigt waren 44 Beamte und 1232 Arbeiter. Auf 667 mechanischen Webstühlen wurde „Orléans" fabriziert. Damals arbeiteten immerhin noch 398 Hausweber auf 401 Handstühlen. Bald aber verschwand die Hausweberei völlig. Die Fabrik hatte ihre Tore geöffnet und die gesamte Bevölkerung, Männer und Frauen und die Halbwüchsigen mit magischer Kraft an sich gezogen. Überall von den Höhendörfern sausen die Arbeiter und Arbeiterinnen allmorgendlich auf ihren Rädern zu den rauchenden Fabriken im Tal. Dabei werden sie aber keineswegs proletarisiert, denn sie sitzen immer noch auf dem seit Jahrhunderten ererbten bäuerlichen Boden, während ein Teil der Angehörigen in der Fabrik sein Geld verdient, kümmern sich die übrigen um Haus, Feld und Garten.

Diese Entwicklung läßt sich deutlich aus der Stammtafel ablesen, die mit dem Häusler und Leineweber Hans Friedrich Kroschwald in Lichtenberg und seiner Gattin Anna Maria, der Tochter des Lichtenberger Gedingemanns Christoph Gäbler beginnt. Die Generationen der Kinder, Enkel usw. werden im folgenden als 1., 2., 3. und 4. Generation bezeichnet. Von den vier Söhnen der 1. Generation, die alle noch in Lichtenberg bleiben, beschränkt sich einer als Gärtner auf den landwirtschaftlichen Erwerb, zwei werden Häusler und Weber, der vierte verdient sein Brot als Tagelöhner. In der 2. Generation finden wir acht Männer, von denen sieben bereits Webstühle bedienen, während der achte Tagelöhner ist. Zwei Männer dieser Generation haben sich im benachbarten Reichenau niedergelassen. Fünf von den Webern heiraten auch Weberstöchter. In der 3. Generation finden wir dreizehn Männer als Familienväter, unter ihnen zehn Weber. Einer wird Fabrikarbeiter, einer Stellmacher und ein anderer geht als Geschäftsführer nach Dresden. Tatsächlich können also zwölf von den dreizehn Familienvätern im engsten Heimatbereich ihren Erwerb finden. Auch jetzt heiratet die Mehrzahl, so weit sich feststellen läßt, wieder Weberstöchter. In der vierten Generation ändert sich das Bild durch das Vordringen des Fabrikwesens merklich. Es sind die Männer, die zwischen 1862 und 1898 geheiratet haben. Von den 16 Männern und Familienvätern sind jetzt nur noch zwei als Weber bezeichnet, sechs sind Fabrikarbeiter. Dazu kommen zwei Ziegelarbeiter, ein Bahnarbeiter und ein Bergarbeiter. In andere Handwerke gehen zwei Männer. Der eine wird Maurermeister, der andere Schuhmachermeister. Auch in dieser Generation läßt sich nur ein einziger Auswanderer feststellen, er wird Markthelfer in Leipzig. Zehn Ehefrauen werden ebenfalls als Fabrikarbeiterinnen bezeichnet. Sie sind zum größeren Teil Töchter von Fabrikarbeitern, zum kleineren von Webern. Bemerkenswert ist, daß sowohl besondere Aufstiegs-, als auch auffällige Abstiegslinien fehlen. Die Familien leben in einer festgefügten Ordnung, in der rastlose Arbeit von früher Kindheit an und vom Morgen bis zum Abend das eherne Gesetz bedeutet. Die Männer und Frauen dieses Sippenkreises dürfen sich rühmen, daß sie nicht nur unserem Volke die Treue zum angestammten Boden gehalten haben, sondern daß sie darüber hinaus durch zwei Jahrhunderte durch ihre handwerkliche und arbeiterliche Tätigkeit der deutschen Volkswirtschaft unendliche Werte zugeführt haben. Die großen Organisatoren, die Männer, deren Unternehmungsgeist, die gewerblichen Großbetriebe ihr Entstehen und Gedeihen verdanken, sind nicht von weither gekommen, sondern zum großen Teil aus der bäuerlichen Bevölkerung selbst herausgewachsen. Die Anlage der industriellen Betriebe mitten in der heimatlichen Landschaft hat bewirkt, daß die Bodenständigkeit erhalten blieb, und hat verhindert, daß die uralten Sippengemeinschaften zerstört oder aufgelöst wurden. Es ist also ein ganz anderes Bild, als man es sonst in einer Industriebevölkerung erwartet, die, aus allen Winden hergeweht, in rassischer Beziehung ein recht uneinheitliches Gepräge aufweist. Hier im Grenzgebiet leben und wirken noch immer die Menschen aus demselben Fleisch und Blut wie die Bauern und Häusler vor 300 Jahren, bezeichnen noch immer die alten Sippennamen, wie Apelt, Krusche, Leubner und Ehrentraut die uralten Zusammenhänge. Das Geschlecht Kroschwald steht noch heute in der alten Stammheimat in zahlreichen Ästen und Zweigen im herkömmlichen Sippengefüge. Es ist einer der wertvollen Bausteine im hochgetürmten Dom unserer Volkseinheit.

Anschr. d. Verf.: Berlin-Steglitz, Holsteinsche Str. 58.

Quellen und Schrifttum.

Grundlage: Die Kirchenbücher von Reichenau und Weigsdorf. — Zinsregister, Urkunden und Akten der Herrschaft Friedland im Archiv in Friedland im Isergebirge. — Schöppenbücher von Weigsdorf im dortigen Bürgermeisteramt. — Ludwig Engelmann, Geschichte von Reichenau. — Franz Pohl, Die Herrschaft Friedland im Dreißigjährigen Kriege, Görlitz. — Eduard Reich, Sammlung urkundlicher Beiträge und Mitteilungen zur Geschichte von Priedlanz, Friedland 1924.

Gerhard Hennemann:

Daniel Sennert, ein deutscher Naturforscher des 17. Jahrhunderts[1]

Heute bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß bereits im 16. und 17. Jahrhundert deutsche Ansätze einer Naturforschung bestanden haben, die freilich von der historischen Forschung bis jetzt so gut wie gar nicht berücksichtigt worden sind. Ein solcher deutscher Ansatz schauender Naturbetrachtung ist deutlich bemerkbar im Schaffen Daniel Sennerts. Die wenigsten werden diesen Namen schon gehört haben oder gar etwas Näheres über seinen Träger wissen. Wer war also Daniel Sennert?

Geboren wurde er am 25. November 1572 in Breslau als Sohn eines Schuhmachers. Der Knabe zeigte eine außergewöhnliche Begabung. Im Sommer 1593 bezog er die Universität Wittenberg, studierte zunächst Philosophie, später, „durch verborgene und innere" Gründe dazu bewogen, Medizin. Im Juli 1601 erwarb Sennert in Wittenberg den akademischen Grad der Lizentiaten und im September desselben Jahres den Doktorgrad. Bereits im folgenden Jahre erhielt er eine freigewordene medizinische Professur in Wittenberg, wo er am 15. September 1602 seine öffentlichen Vorlesungen begann. Bis zu seinem Tode im Jahre 1637 blieb er in Wittenberg und stand als Mensch, Lehrer und Arzt in bestem Rufe.

Wir können das Charakterbild Sennerts und seine Bedeutung für die Naturwissenschaft nicht besser und zutreffender schildern, als es Buchner in seiner Totenrede

[1] Nachstehenden Ausführungen liegt zugrunde das empfehlenswerte Buch von Rembert Ramsauer, „Die Atomistik des Daniel Sennert. — Ansatz zu einer deutschartig-schauenden Naturforschung und Theorie der Materie im 17. Jahrhundert" (Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig 1935).

getan hat. Darin heißt es, daß Sennert die Wissenschaft, speziell die Medizin, „durch Veröffentlichung von Schriften gefördert habe. Als erster führte er die Chemie an der Universität ein. Wievielen Gefahren er sich, als die Pest siebenmal, ja öfter, in Wittenberg und den benachbarten Orten vom Jahre 1602 bis zum Tage des Todes ziemlich heftig grassierte und auch bei anderen schleichenden und oft ansteckenden Krankheiten, unterzogen hat, zeigt schließlich sein unerwarteter und zugleich schneller Tod. In diesen Zeiten verließ er niemals selbst den Ort". „Uns außerdem", so sagt Buchner weiter, „denen es durch die Gunst des Glücks erlaubt war, fast täglich den Umgang mit diesem unvergleichlichen Manne zu genießen, hat er immer als Beispiel einer seltenen Rechtschaffenheit und jener absoluten Mannhaftigkeit, wie sie überhaupt nur auf einen Menschen fallen kann, gelebt und vorgeleuchtet . . . Groß traten seine rastlose Sorgfalt, seine Gewissenhaftigkeit und sein Fleiß hervor. Große Klugheit und Umsicht zeigte er auch in seinen Entschlüssen und Handlungen. Wie freimütig er auch sein Urteil abgab, so sehr wurde auch seine Sanftheit gelobt. So nämlich, glaubte er, sei der Wahrheit zu folgen, daß jede Leidenschaft und Bitterkeit beiseite bliebe. Seinen milden Geist befielen sie nie . . . Er zeigte sich den Seinen stets als guter und vorsorgender Familienvater, als gerechter und milder Herr, als liebevoller und aufmerksamer Verwandter und als bequemer und treuer Gatte."

DANIEL SENNERTVS, VRATISL. SILES. PHIL. ET MEDIC. D. FACVLT. IN ACAD. WITTEB. PROFESS. P. AC SEN
ÆTATIS SS 56?
Hæc est SENNERTI facies: quem iure Recentium
Dixerim Aristotelen, Hippocratemq; Sophon.
August. Buchner.

Diese Charakterschilderung Sennerts wird durch das uns überlieferte Portrait bestätigt. Die hohe Stirn und die klugen, weiten Augen lassen den Denker und Gelehrten erkennen. Zugleich läßt der klare, durchdringende Blick der Augen auf genaues Beobachten und starkes Miterleben der Umwelt schließen. „Die anderen Gesichtszüge", um mit Ramsauer weiter zu schildern, „Mund und Bart verleihen dem Gesicht hingegen Güte und Milde, so daß der Gesamteindruck der einer seltsamen Mischung von Klugheit, kühler Beobachtung und Güte ist".

Sennerts Bedeutung für die Naturforschung beruht vor allem darauf, daß er als Wissenschaftler trotz aller Büchergelehrsamkeit nie die Verbindung mit der lebendigen Natur verlor. Mit dieser Schau der Natur als einer lebendigen Ordnung und mit der Frage nach den in ihr wirksamen Kräften steht er auf einer Linie mit deutschen Forschern wie Nicolaus von Cues, Paracelsus, Kepler und nachmals Goethe und Schelling. Durchaus in aristotelisch-scholastischem Denken erzogen, vollendete er durch die Abkehr von der Begriffswelt des Nominalismus die Lehre des Paracelsus; gleich weit war er entfernt von einem systematisierenden Empirismus wie von einem mechanistischen Rationalismus und stand durchaus, wie Ramsauer mit Recht sagt, auf dem Boden einer deutschen schauenden Forschung. Er vertrat die Idee „von einer leitenden höheren Form, die mittels und mit Hilfe der Wärme alles anzieht, zurückhält, mischt und ordnet". Damit nahm er den Aufriß einer späteren chemischen Wissenschaft voraus.

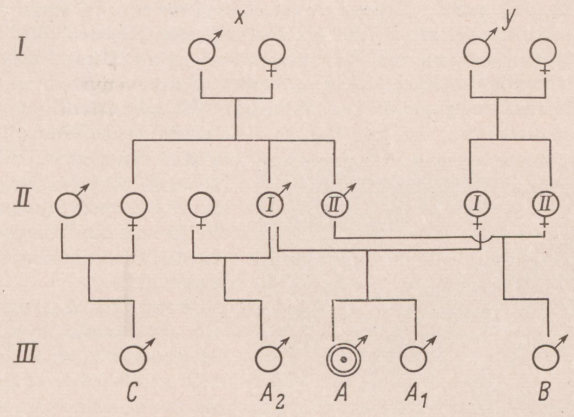
Anschr. d. Verf.: Berlin-Wilmersdorf, Motzstr. 94 II.

Fragekasten

Frage: Wie liegen die Vererbungsverhältnisse, wenn die Verwandtschaft zwischen Vettern doppelt ist, also wenn von beiden Elternpaaren je zwei Geschwister sind?

Antwort: Gewöhnliche Vettern und Basen (A und C) haben zwei ihrer (X) Großeltern gemeinsam. Ist die Verwandtschaft zwischen 2 Vettern (Basen) doppelt (A und B), sind also beide Elternpaare Geschwister, so haben solche Vettern alle 4 Großeltern (X und Y) gemeinsam. Sie stehen also zueinander in einem Verwandtschaftsgrad, der doppelt so nah ist als der von gewöhnlichen Vettern und Basen.

In sehr seltenen Erbanlagen ist die Wahrscheinlichkeit für gemeinsamen Besitz: zwischen Eltern und Kindern $^1/_2$, zwischen Geschwistern ebenfalls $^1/_2$, zwischen Kindern und



Eltern-Geschwistern (Onkel und Tanten) $^1/_2 \times {}^1/_2 = {}^1/_4$, zwischen Geschwisterkindern $^1/_2 \times {}^1/_2 \times {}^1/_2 = {}^1/_8$. Bei väterlicher- und mütterlicherseits miteinander direkt verwandten Vettern erhöht sich somit die Wahrscheinlichkeit von $^1/_8$ auf $^1/_4$. Sie stehen in einem Blutsverwandten-Verhältnis, das dem Onkel-Neffen- (Tanten-Nichten-) Verhältnis gleichkommt. Für häufigere Erbanlagen sind alle diese Wahrscheinlichkeiten erhöht, da ja auch nichtverwandte Menschen sie gemeinsam besitzen können.

Im Falle der Erbkrankheit des B ist die Wahrscheinlichkeit, dieselbe krankhafte Erbanlage zu besitzen, für den A größer als für A_2, oder C. Die Wahrscheinlichkeit für A, die krankhafte Erbanlage zu besitzen, ist größer, wenn sein Bruder A_1, als wenn sein Vetter B erkrankt wäre.

O. Frhr. v. Verschuer.

Buchbesprechungen

Thomas, L.: Arthur de Gobineau, Inventeur du racisme (1816-1882). 1941. Paris, Mercure de France.

Nun ist die Stunde für Gobineau auch in seinem Heimatlande Frankreich gekommen. — Mein Schüler Wilfried Müller, derzeit Soldat in Frankreich, sandte mir das Buch. Der Verfasser war im Jahre 1939 der Armee erneut beigetreten, vom 22. Juni bis 14. Dezember 1940 in deutscher Kriegsgefangenschaft, wo er seit 1905 Gobineau wieder las und die Wahrheit seiner Lehre ihm überwältigend aufging. In seinem eigenen Buche hat er dann mit tiefem Bemühen und hohem Ernst der französischen Jugend das Leben und Werk ihres großen Landsmannes Gobineau enthüllt. E. Lehmann.

Mittmann, O.: Erbbiologische Fragen in mathematischer Behandlung. 1940. Berlin, W. de Gruyter. 265 S., 46 Fig.

Die ersten Grundlagen für die mathematische Auswertung genetischer Experimente lieferte das klassische Werk von Johannsen, die bekannten „Elemente der exakten Erblichkeitslehre". Der starke Ausbau der genetischen Forschung führte jedoch dazu, daß die in diesem Werk zusammengetragenen mathematischen Formeln den neuen Anforderungen der Genetik nicht mehr genügten. Solche Probleme, die sich mit den bisher angewendeten Methoden mathematisch nicht auswerten ließen, sind etwa die Analyse des Erbganges von Eigenschaften, die durch leicht modifizierbare Gene bestimmt werden, oder aber die mathematische Erfassung von Auslese- und Siebungsvorgängen. Das Buch von Mittmann beschäftigt sich nun an Hand verschiedener experimenteller Beispiele vorwiegend mit solchen komplizierteren Fällen und sucht sie mathematisch zu erfassen. Der Genetiker kann dem Verfasser für seine Bemühungen nur dankbar sein und hoffen, daß dies Buch nur der Anfang einer neuen fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Genetikern und Mathematikern sein wird.

F. Schwanitz.

D'Ancona, Umberto: Der Kampf ums Dasein. Eine biologisch-mathematische Darstellung der Lebensgemeinschaften und biologischen Gleichgewichte. 1939. Berlin, Gebr. Borntträger. 196 S.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die verschiedenartigen Beziehungen zwischen einer mehr oder minder großen Anzahl von Arten, die zu der gleichen Lebensgemeinschaft gehören, mathematisch zu erfassen und zu analysieren. Diese außerordentlich interessanten Darstellungen erscheinen wohl auf den ersten Blick recht abstrakt, rein theoretisch und ohne rechten Zusammenhang mit der experimentellen Biologie. Dem Ökologen, vor allem aber dem phylogenetisch arbeitenden Biologen gibt diese schöne Zusammenfassung jedoch wertvolle Möglichkeiten an die Hand, die Ergebnisse experimenteller Arbeiten mit exakten mathematischen Methoden auszuwerten. Das Buch füllt so eine fühlbare Lücke in unserer biologischen Literatur aus. F. Schwanitz.

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands. Herausgeg. v. H. Reinerth, bearb. v. G. Marschberger. Süd- und Mitteldeutschland einschl. des Protektorates Böhmen und Mähren. 1941. Leipzig, J. A. Barth. Preis RM. 16.—.

Das vorliegende Nachschlagewerk, das auf der Grundlage von Fragebogen zusammengestellt worden ist, wird in absehbarer Zeit durch einen entsprechenden Band für Nord- und Ostdeutschland ergänzt werden. Wenn der Herausgeber selbst mit den Schwächen rechnet, die einer solchen ersten Ausgabe unvermeidbar anhaften, so wird hier doch eine Menge nützlicher Mitteilungen geboten, welche eine rasche Unterrichtung über die oft entlegenen und wenig bekannten Aufbewahrungsorte der vor- und frühgeschichtlichen Funde ermöglichen. Eine gewisse Schwierigkeit für den Benützer ohne genauere Fachkenntnisse, für welchen dieses Handbuch ja ebenfalls gedacht ist, verursacht die schematische Durchführung der Begriffe „Urgermanische Zeit" und „Großgermanische Zeit", vor allem in jenen Fällen, wo unter ihnen Funde aus nicht germanischen Gruppen ohne die sonst übliche Kennzeichnung (z. B. Latènezeit) eingereiht werden. Eine Darlegung des beobachteten Verfahrens sollte in den Vorbemerkungen nicht fehlen. Im übrigen kann gerade ein solches Handbuch die Bedenken gegen die Brauchbarkeit dieser Bezeichnungen nur bestärken. H. Zeiß.

Driesch, H.: Alltagsrätsel des Seelenlebens. 1938. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 208 S. Preis RM. 6.—.

Der bekannte — 1941 verstorbene — Philosoph und Neo-Vitalist Hans Driesch schenkt in einer Reihe seiner Veröffentlichungen seine besondere Aufmerksamkeit und

wohl auch seinen besonderen Glauben der sogenannten „Para-Psychologie", die vorgibt, sich wissenschaftlich mit Hellsehen, Telepathie, Spiritismus, Okkultismus, zweitem Gesicht und was der geheimnisvollen Dinge mehr sind zu beschäftigen. Hat er vor kurzem das Buch des Amerikaners J. B. Rhine „Neuland der Seele" übersetzt und eingeleitet, in dem der Autor mittels statistischer Methoden die Fähigkeit zum Hellsehen bei amerikanischen Studenten nachgewiesen zu haben glaubt, so erörtert er in den beiden ersten Abschnitten des vorliegenden Buches, was seiner Meinung nach der „Wahrnehmung" und der „Erinnerung" des Menschen mit dem Hellsehen Verwandtes zugrunde liegen könnte. In dem dritten größeren Abschnitt „Das Ich und die Seele" wird dann die Frage behandelt, ob der Mensch eine Leib-Seele-Einheit, also „monistisch" sei, ob er dualistisch in irdische „Materie" und nicht von dieser Welt stammende „Entelechie" zerfällt, oder ob er „trial" ist. Im letzteren Falle träte dann neben die Materie — christlich gesprochen das „böse Fleisch" — sowohl die Seele, die vielleicht ererbt und vermutlich sterblich wäre, als noch ein Drittes: die „Ichheit" oder das „Ego". Dieses Ego wird von Driesch sehr ernsthaft diskutiert. Als wichtige Quelle dient ihm dabei das Buch von Matthiesen „Das persönliche Überleben", 2. Bd. 1937. Den Erbbiologen interessiert dabei die Art und Weise, wie Driesch die von ihm in diesem Buch anerkannte „Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften" als Anhaltspunkt für die Existenz eines solchen „Ego" aus einem Reiche „jenseits" unserer Wahrnehmung heranzieht. Er meint etwa: Wäre alles am Menschen aus Erbwelt und Umwelt erklärlich, dann müßte sich auch erworbenes Wissen, Training und sonstiges Geschehen an den Eltern von diesen auf ihre Kinder vererben. Da aber „der Neugeborene mit seinem Wissenserwerb ‚immer von neuem anfangen muß'" ..... möchte es sein, „daß die vitale Person aus dem Überpersönlichen heraus jedesmal neu entsteht und beim Sterben wieder in das Überpersönliche hinein verschwindet. Es möchte aber auch sein, daß sie pränatal im Überpersönlichen schon als Person da war und postmortal wieder als Person in ihm sein wird" (S. 127).

Was das für die Vererbungslehre seiner Meinung nach bedeutet, spricht Driesch ebenfalls selbst aus: Sie würde „in ihrer Bedeutung natürlich nicht beseitigt, aber sie würde gleichsam zweitrangig" (!!) (S. 203).

So ist das Buch von Driesch eine wahre Fundgrube für alle Gegner der Rassen- und Vererbungslehre. Es fragt sich, wer es ernst nimmt. In seiner Wohlfeilheit und durch sein Erscheinen in der „Deutschen Verlagsanstalt" ist es geeignet, allergrößte Verwirrung bei Laien und Wissenschaftlern anzurichten.

L. Stengel-v. Rutkowski.

Feyerabend, O.: Das organologische Weltbild. Eine philosophisch-naturwissenschaftliche Theorie des Organischen. 1939. Berlin, W. de Gruyter. 276 S. Preis geb. RM. 8.60.

Das Buch soll ein Entwurf einer „wissenschaftlich brauchbaren Theorie des Lebens und der Seele als Grundlage einer höheren und befriedigenden Weltauffassung" sein, die dem Verfasser um so notwendiger erscheint, als der „weltanschaulich minderwertige und unhaltbare Materialismus" noch immer hinter den „Kulissen der Wissenschaft" lebe. Die Lektüre des Buches zeigt, daß der Verfasser unter „Materialismus" offenbar die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft versteht, denen er ein Gemengsel aus vitalistischen Vorstellungen, ausgefallenen Anschauungen einiger Außenseiter der Wissenschaft und aus einer Menge magischer Vorstellungen glaubt entgegensetzen zu können.

F. Schwanitz.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Das Institut für Jugendkunde in Bremen berichtet (im 29. Jahresbericht) über den Erfolg seiner Arbeiten auf dem Gebiete der Schülerauslese für die höhere Schule. Durch eine Schulung der Grundschullehrer gelang es, die Fehlurteile über die Eignung für die höhere Schule fast völlig zum Verschwinden zu bringen. Ebenso hatte die Eignungsbegutachtung der Lehrlinge für eine Bremer Wollkämmerei beachtliche Ergebnisse: es wurden unter den ungelernten Arbeitern solche mit ungewöhnlichen Fähigkeiten und Willenseigenschaften gefunden, die dank dieser Begutachtung an den richtigen Platz gestellt werden konnten. Auch die jugendkundliche Forschung hatte praktische Wirkungen: auf Grund charakterlicher Begutachtung wurden Forderungen für die Behandlung der Jugendlichen gestellt, bald „straffe Führung", bald „Aufmunterung", doch waren solche Forderungen im Jahre 1939/40 bei einem weit geringeren Hundertsatz von Jugendlichen nötig als 1926/28 — Wirkung der nationalsozialistischen Erziehungsarbeit.

Ein Bericht über die bevölkerungswissenschaftlichen Ziele des Instituts erschien im Archiv für Bev.-Wiss. (X. Jahrg. 1940 Heft I S. 511), eine Arbeit „Die Rassenseele in der Kindererziehung" in „Rasse" VII. Jahrg. H. 7 S. 245 ff.

Der 30. Jahresbericht weist auf die Elternberatung hin und gibt einen Überblick über die 30jährige Tätigkeit des Instituts.

Erweiterungen des Aufgabengebietes der medizinischen Akademie in Danzig. Die medizinische Akademie des Reichsgaues Danzig-Westpreußen erhielt durch Gauleiter Forster den Auftrag, die rassische und erbbiologische Bestandsaufnahme der Bevölkerung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen durchzuführen und vor allem die erb- und sippenmäßige Registrierung der Umsiedler aus Bessarabien, Litauen und dem Narewgebiet durchzuführen. Der Leiter der medizinischen Akademie in Danzig, Dr. Großmann, berief hierfür zu seinem Mitarbeiter Pg. Dr. Duckart.

Das Hilfsschulwesen in Bayern. In Bayern werden in 37 Hilfsschulorten 50 Hilfsschulen mit 179 Hilfsschulklassen gezählt. In diesen sind annähernd 4500 Hilfsschüler. Da jedoch noch lange nicht an sämtlichen Orten Hilfsschulen errichtet waren, sind auch bisher noch nicht sämtliche in Frage kommenden Schüler für die Hilfsschulen erfaßt worden. Bei endgültiger Erfassung dürfte die Zahl um etwa 1000 zunehmen.

Verbesserung der Wohnungsverhältnisse auf dem Lande. Um die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande zu verbessern, wurden vom Reichsernährungsministerium Vorschriften erlassen, die sich mit Fragen der Wohnungshygiene im Dorf befassen. Danach wird angestrebt, dem Landvolk ausreichende und gute Wohnungen

zu schaffen, d. h. auch diejenigen Hygieneeinrichtungen, wie sie in der Stadt bereits längst üblich sind, sinngemäß auch auf das Land zu bringen, so z. B. Badeeinrichtungen, Wasser-, Wärme- und Stromversorgung, einwandfreie Zimmerwasserverhältnisse und anderes mehr. Es wird vor allem Aufgabe der Nachkriegszeit sein, sich dieser Dinge in großzügiger Weise anzunehmen, um endlich auch in dieser Hinsicht den Ausgleich zwischen Stadt und Land herbeizuführen. Selbstverständlich muß dabei auf die Notwendigkeiten der ländlichen Bevölkerung Rücksicht genommen werden. Ein reines Übertragen von der Stadt aufs Land wird ohne Anpassung an die Gegebenheiten der landwirtschaftlichen Betriebe nicht möglich sein.

Kostenlose Behandlung von Geschlechtskrankheiten. Nach einem Erlaß des Ministerrates für die Reichsverteidigung können solche, die an einer ansteckungsgefährlichen Geschlechtskrankheit leiden und die Kosten für die Behandlung nicht selbst tragen können, kostenlose Behandlung aus öffentlichen Mitteln erhalten.

Neubildung deutschen Bauerntums im Jahre 1940. Trotz der Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung, die durch die Kriegsverhältnisse bedingt sind, konnten doch mehr als 700 neue Bauernhöfe mit über 16000 ha Gesamtfläche ausgelegt werden. An 5700 Betrieben wurden Landzulagen erteilt, die einen Umfang von 12800 ha ausmachen. 65% der neuen Bauernhöfe entfielen 1940 auf Preußen, vor allem auf Oberschlesien und Hannover, nicht angerechnet die Zahl der mit deutschen Umsiedlern besetzten Höfe in den befreiten Ostgebieten.

Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen auch für Umsiedler in den neuen Ostgebieten. Die Förderungsmaßnahmen für die Landbevölkerung wie Ehestandsdarlehen, Einrichtungszuschüsse und Kinderbeihilfen setzen im allgemeinen eine 5jährige Tätigkeit in der Landwirtschaft voraus. Um den Umsiedlern, die aus den ehemals russischen und polnischen Gebieten in die neuen Ostgebiete kamen, die Beihilfe ebenfalls zugute kommen zu lassen, wurde hier von dieser Voraussetzung abgegangen, so daß heute sämtliche Umsiedlerfamilien, die den übrigen Anforderungen entsprechen, die Anträge stellen können.

Ansteigen der Ehescheidungszahlen für 1939. Gegenüber dem Jahr 1938 ist für das Jahr 1939 eine Zunahme der Ehescheidungsziffern festzustellen gewesen. Es handelt sich um eine einmalige Zunahme (rund 12000), denn die Ursachen für sie sind hauptsächlich in der Änderung des Ehescheidungsgesetzes zu suchen, wonach Ehen, die praktisch schon lange nicht mehr bestanden, nunmehr endgültig geschieden werden konnten, außerdem solche Ehen aufgelöst werden konnten, in denen der eine Partner geisteskrank ist.

Namensverdeutschungen in Straßburg. In Straßburg haben 2108 Einwohner der Stadt Anträge auf Verdeutschung ihrer Namen gestellt.

Namensänderungen in Luxemburg. Auch in Luxemburg werden auf Antrag zur Zeit auf Anordnung des Chefs der Zivilverwaltung ausländische und nichtdeutsche Vornamen bei luxemburgischen Staatsangehörigen oder Staatenlosen in deutsche Vornamen umgeändert.

Geburtsbeihilfen für hauptamtlich Tätige der NSDAP. Der Reichsschatzmeister gewährt mit Wirkung vom 1. Januar 1941 an die hauptamtlich Beschäftigten der NSDAP. eine Geburtsbeihilfe in der Höhe von 50 RM. Es erhalten diese Beihilfe männliche Angestellte mit mindestens einjähriger Parteidienstzeit bei der Geburt eines ehelichen Kindes. Ledige weibliche Angestellte können auf Antrag bei der Geburt eines Kindes nach zweijähriger Parteidienstzeit eine Beihilfe von 50 RM. erhalten.

Deutsche Abteilung im Gesundheitsamt des Slowakischen Innenministeriums. Im Gesundheitsamt des slowakischen Innenministeriums wurde eine deutsche Abteilung errichtet, mit deren Leitung der Führer der karpathendeutschen Ärzteschaft Dr. Jimprich betraut wurde.

Verdoppelung der Einwohnerzahl Japans in 50 Jahren. In Kürze wird Japan eine Einwohnerzahl von 80 Millionen erreicht haben. Damit hat Japan innerhalb der letzten 50 Jahre seine Einwohnerzahl verdoppelt.

Jüdische Ärzte in Ungarn. In Ungarn wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, wonach 6% der Ärzte Juden sein dürfen.

Regelung der Adoption. In einem Erlaß des Reichsinnenministers werden die Landesjugendämter und Jugendämter angewiesen, die Vermittlung der Kindesannahme der Reichsadoptionsstelle der NSV. und ihren Dienststellen sowie dem Verein Lebensborn zu überlassen.

Feststellung des jüdischen Vermögens in der Slowakei. Die Feststellungen über das jüdische Vermögen in der Slowakei haben ergeben, daß 52000 Juden ein Vermögen von 3,15 Milliarden Kronen besitzen, was ungefähr 50% des slowakischen Nationalvermögens entspricht. Die Angaben stützen sich jedoch nur auf freiwillige Mitteilungen der Juden.

Pflichtarbeit für Juden in Rumänien. Um dem Arbeitsmangel bei den Wiederherstellungsarbeiten der durch das Erdbeben verursachten Schäden zu begegnen, wurden im Bezirk Prahava sämtliche Juden zwischen dem 15. und 35. Lebensjahr zum Arbeitsdienst eingezogen. Sämtliche Juden, die durch ihren Beruf nicht mehr als 6 Stunden täglich beansprucht werden, haben sich zu diesen Arbeiten zu melden.

Melde Dich sofort zur Waffen-SS
bei der
zuständigen SS-Ergänzungsstelle.

Verantwortlich für den Inhalt: SS-Standartenführer Prof. Dr. B. K. Schultz, Chef des Rassenamts im Rasse- und Siedlungshauptamt-SS, Berlin SW. 68, Hedemannstr. 24. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Waibel & Co., Anzeigengesellschaft, München 23, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johann Wagner, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P. L. 7. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München. — Printed in Germany.

Aufn. F. F. Bauer

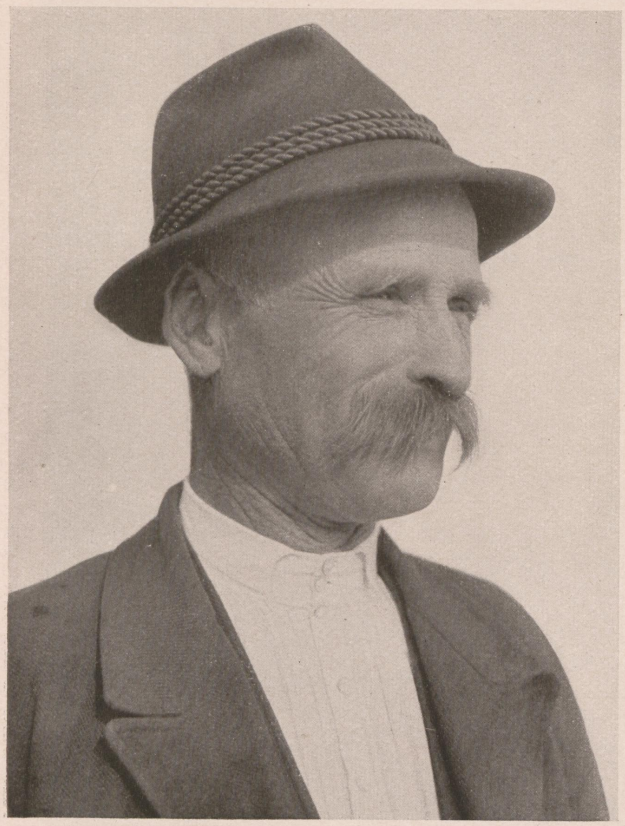
Wer auf Deutschlands Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selbst gehört

Deutsche Bauern aus dem Banat

Hochzeitswerber

Jungbauer

Banater Braut



Aufn. Hans Retzlaff

Seit Prinz Eugen halten die Donauschwaben treue Wacht im Südosten